

Neuer Hochheimer Stadtanzeiger

Amfliches Organ



1. Stadt Hochheim

Erscheinung: Dienstags, Donnerstags, Samstags (mit Illustr. Beilage) Druck u. Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach Hirsbrunn, Telefon 59. Geschäftsstelle in Hochheim: Massenheimerstr. 157

Anzeigenberechnung: die 46 mm breite Millimeterzeile 3,5 d. Familienanzeigen, Vereinsanzeigen und kleine Einpalt-Anzeigen nach Preisliste Nr. 12, im Textteil 10 d. Nachschaffst. A. Der Bezugspreis beträgt 85 d. ohne Trägerslohn

Nummer 86

Samstag, den 20. Juli 1935

12. Jahrgang

Gegen politischen Katholizismus

Klare Scheidung zwischen Religion und Politik. — Ein Erlass des Ministerpräsidenten Göring.

Berlin, 18. Juli.

Der Amtliche Preussische Pressedienst teilt mit: Der Preussische Ministerpräsident und Chef der Behörde Staatspolizei, General Göring, hat in einem Erlass an die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten sich mit der ablehnenden Haltung gewisser Kreise des katholischen Klerus gegen den Nationalsozialismus und seine Einrichtungen befaßt. In bewußter Verknüpfung der außerordentlichen Leistungen des nationalsozialistischen Staates und im Gegensatz zu der bereitwilligen Anerkennung, die ihm das deutsche Volk für seine erfolgreichen Anstrengungen auf allen Lebensgebieten zollt, glaubt eine Anzahl katholischer Geistlicher immer noch, die ihnen anvertrauten Volksgenossen an der nationalsozialistischen Idee irre machen zu sollen, nur weil sie ihren politischen Einfluß schwinden sehen.

Der Ministerpräsident lehnt die Entsekelung eines Kampfes gegen die katholische Kirche nach wie vor auf das Bestimmteste ab. Er hält es aber für unbedingt notwendig, mit aller Energie gegen diejenigen Bestrebungen vorzugehen, die von dem politischen Katholizismus her dem nationalsozialistischen Staat im Kampfe entgegenstehen.

Demgemäß hat er, um dem Treiben solcher anti-nationalsozialistischen katholischen Geistlichkeit, deren Einstellung zur Haltung immer noch in der Gedankenwelt der ehemaligen Zentrumspartei wurzelt, ein Ende zu bereiten, die Staatsbehörden angewiesen, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen solche Mitglieder des Klerus vorzugehen, die die Autorität ihrer geistlichen Stellung zu politischen Zwecken mißbrauchen.

Der Erlass führt unter anderem aus:

Die Linie der Staatsführung in der Behandlung des politischen Katholizismus ist eindeutig und klar vorgezeichnet. Der nationalsozialistische Staat gewährleistet die Unverletzlichkeit der christlichen und damit auch der katholischen Kirche:

er gewährt ihr und ihren religiösen Einrichtungen keinen Schutz.

Die Zeiten, in denen der Wille und die Macht des Staates nicht hinreichte, die Kirche vor den zerlegenden Einflüssen der Sozialbewegung zu schützen, sind vorbei. Für die Kirche entfällt damit jede Verantwortung, aber das Gebiet religiöser Betätigung hinaus politische Einflüsse aufrechtzuerhalten oder von neuem anzustreben. Es darf daher weder Gott anrufen gegen die diesen Staat, eine Ungeheuerlichkeit, die wir in offener und verletzter Form allmonatlich erleben, noch darf sie eigene politische Kräfte unter der fadenheiligen Begründung organisieren, sie müsse vom Staat her drohende Gefahren abwehren. Wir dulden Bestrebungen nicht, deren Träger nicht das Zentrum war. Dazu gehört es, wenn Kleriker, die sich mit der politischen Totalität des Nationalsozialismus nicht abfinden wollen, in letzter Zeit mehr und mehr die Ausdrucksformen, Wortprägungen und Symbole des nationalsozialistischen Kampfes auf ihren antichristlichen „Kampf“ übertragen. Sie wenden jedem Volksgenossen in Fleisch und Blut übergegangene Abkürzungen wie „HJ auf“, „Herz-Jesu-Jugend“, „VdM auf“, „Bund der Marienmädchen“ und Abwandlung des Deutschen Grußes auf Jesus Christus an. Sie belassen es nicht bei den allhergebrachten kirchlichen Veranstaltungen, sondern sie häufen

große demonstrative Prozessionen und Kirchenfeste an, bedienen sich dabei einer in der Vergangenheit noch nicht dagewesenen Aufmachung und Werbung für diese Veranstaltungen. Neben allen dem nationalsozialistischen Kampf abgelehnten äußeren Formen verleiten sie die ihnen zur religiösen Betreuung anvertrauten Volksgenossen bis zu heilighen Ausrufen wie: „Unser himmlischer Führer Jesus Christus, Treu Heil!“

Von der Kanzel

legen sie staatliche Einrichtungen und Maßnahmen ohne Scheu herab. Es ist soweit gekommen, daß gläubige Katholiken als einzigen Eindruck aus dem Besuch des Gottesdienstes mitnehmen, daß die katholische Kirche Einrichtungen des nationalsozialistischen Staates ablehnt, weil in den Predigten fortgesetzt auf politische Fragen und Tagesereignisse in polemischer Weise angepielt wird. In manchen Randteilen vergeht fast kein Sonntag, an dem nicht die religiöse Ergriffenheit des Gottesdienstes zur Verleumdung sogenannter „Kanzelerklärungen“ über rein politische Dinge mißbraucht wird.

Die kirchlichen Oberen

Nach den von ihnen geschworenen Bistumsseid der Regierung Achtung schuldig und verpflichtet, sie auch vom Klerus achten zu lassen. Nach ihren Erklärungen verurteilen sie auch das geschilderte Treiben, anscheinend sind sie aber gegen gewisse Teile des Klerus machtlos.

Da alle Warnungen nur zu einem Mißbrauch der bis herin Nachsicht geführt haben, erwartet der Ministerprä-

sident nunmehr von allen Strafverfolgungsbehörden, daß sie die ganze Härte der bestehenden Bestimmungen in Anwendung bringen.

Die konfessionellen Jugendverbände

Der Erlass führt dann die zahlreichen Fälle auf, in denen Kleriker ihren staatsfeindlichen Einfluß geltend zu machen versucht haben und legt dar, wie diesem Gevaren zu begegnen ist. Der Ministerpräsident stellt ferner fest, daß die sogenannten konfessionellen katholischen Jugendverbände sich immer mehr von ihrer ausschließlich religiösen Betätigung entfernen.

Wenn nicht eine vollständige Umstellung hierin eintritt, sind die Verbände als politische anzusehen und zu verbieten.

Das Tragen von Uniformen und alle volkspolitische Betätigung ist ausschließlich der Staatsjugend und den anderen Gliederungen der Partei vorbehalten.

Der Ministerpräsident macht es allen Staatsbehörden zur Pflicht, die aufgezeigten Mißstände entschieden zu unterbinden, sich dabei aber der ganzen Schwere der Verantwortung bei der Anwendung der gesetzlich gegebenen Handhaben bewußt zu sein.

Die Macht des nationalsozialistischen Staates gestatte es, die aufgezeigten Mittel mit aller Besonnenheit anzuwenden;

daß er mit der katholischen Kirche grundsätzlich in friedlichen und geordneten Verhältnissen leben will, hat er durch den Abschluß des Konkordates deutlich genug bewiesen.

„Wir wollen keinen Kulturkampf“

Der Gottesglaube und die Religion der katholischen Volksgenossen wird nicht angetastet, wir überlassen der katholischen Kirche genau so wie der evangelischen Kirche die völlige Freiheit des Glaubens und der Lehre.

Politisch aber ist nur eine Staatsauffassung in Deutschland vorhanden und denkbar: Die nationalsozialistische Idee.

Wir wollen keinen Kulturkampf, da wir nur den politischen Kampf kennen; in diesem aber waren und bleiben wir siegreich.

Zu diesem Grundgedanken betont der Ministerpräsident, daß der politische Katholizismus letzten Endes durch eine politische nationalsozialistische Aufbau-politik überwunden werden muß, wobei er auf die besonders wichtige Rolle hinweist, die die HJ im weltanschaulichen Ringen um die Jugend, spielt. Der Ministerpräsident macht deshalb allen Behörden die nachdrücklichste Förderung der HJ zur Pflicht.

Minister für Kirchenangelegenheiten

Erlass über die Zusammenfassung der Zuständigkeiten.

Berlin, 19. Juli.

Im Reichsgesetzblatt Teil 1 Nr. 80 vom 18. Juli wird folgender Erlass veröffentlicht:

„Auf den Reichsminister ohne Geschäftsbereich Kerklingen die bisher im Reichs- und preussischen Ministerium des Innern sowie im Reichs- und preussischen Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung bearbeiteten kirchlichen Angelegenheiten über.“

Wegen der Ausführung dieses Erlasses treffen die beteiligten Reichs- und preussischen Minister nähere Bestimmung.“

Nicht törichte Wirtshausgespräche

Nur gehässiges Verhalten soll verfolgt werden.

Berlin, 19. Juli.

Zur Erläuterung des in der Strafgesetznovelle vom 28. Juni 1935 durch den neuen Paragraphen 134 b des Strafgesetzbuches vorgesehenen Schutzes der NSDAP vor Beschimpfungen macht der Ministerialdirektor im Reichsjustizministerium Dr. Schäfer Ausführungen in der „Deutschen Justiz“.

Die neue Vorschrift bringe die Einheit von Partei und Staat sinnfällig zum Ausdruck. Sie gebe der Partei und ihren Gliederungen sowie ihren Symbolen einen durch das bisherige Recht, auch das neue Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Partei und Staat, noch nicht zweifelsfrei gewährten Strafschutz gegen öffentliches Beschimpfen und Verächtlichmachen.

Um nur wirklich böswilliges und gehässiges Verhalten, nicht auch jedes törichte Wirtshausgespräch zum Gegenstand strafrechtlicher Aburteilung zu machen, sei die Strafverfolgung von einer Anordnung abhängig gemacht, die der Reichsminister der Justiz im Einvernehmen mit dem Stellvertreter des Führers zu treffen habe.

Gliederungen der NSDAP, die mit der Partei den neuen Schutz vor Beschimpfungen genießen, seien SA, SS, NSKK, HJ einschließlich Jungvolk und VdM, NS-Studentenbund und NS-Frauenbund. Die der NSDAP angeschlossenen Verbände hätten den besonderen Strafschutz nicht.

Lateinische Freundschaft und Balkan

Was sich in der Südost-Europas an neuen politischen Entwicklungsercheinungen jetzt zeigt, sind zweifellos Reaktionsercheinungen auf die mannigfachen Kräfteverlagerungen, die von Paris und Rom, Prag und Moskau ausgegangen sind. Wenn es auch sicher falsch ist, von einem starken Riß oder gar einer Auflösung der Kleinen Entente zu sprechen, so kann doch nicht mehr geleugnet werden, daß das engere Verhältnis Frankreichs zu Italien sowie die Anlehnung, die Paris an Moskau genommen hat und in diesem Zusammenhang auch die tschechoslowakisch-russische Allianz in europäischem Südosten zum Nachdenken geführt haben. In einem praktischen Beispiel beweist die französische Politik zurzeit, daß sie der Erhaltung der neuen Freundschaft mit Italien jedes Opfer zu bringen gewillt ist. Abessinien wurde einst unter starker französischer Protektion in den Völkerbund aufgenommen, heute würde Frankreich für die Erhaltung seines Schützlings als selbständiges Land nicht einen Finger rühren. Mit Recht fragt man sich in den konservativen Kreisen Rumäniens und noch mehr in allen Parteilagern Südsloweniens, was denn im praktischen Falle den Franzosen höher stehen würde: Die lateinische Freundschaft oder die Bündnistreue gegen die Staaten des verbündeten Südostens.

Man weiß in Belgrad und in Bukarest aber auch ganz genau, daß die Tschechoslowakei in vielen Dingen recht andere Interessen hat als die Balkanstaaten. In Prag dominiert der französische Einfluß restlos. Die Tschechoslowaken hatten so etwas wie eine Tradition gegen den Bolschewismus. Die tschechischen Legionen kämpften einst auf der Seite der weißrussischen Generale gegen die Rote Armee, und der neue Tschechenstaat war jahrelang der sicherste Zufluchtsort der weißrussischen Emigranten. Die kommunistische Gefahr im Innern führte zu einem wohlüberlegten antibolschewistischen Kurs in der tschechischen Außenpolitik. Aber kaum hat Frankreich seine Schwermut gegenüber dem Bolschewismus vollzogen, da folgt Herr Beneš als getreuer Fridolin des Quai d'Orsay nach. Bedenkenlos liefert er den jungen Staat der Tschechen den Sowjetrussen als Luftbasis aus. Ebenso verhält es sich mit der Habsburgerfrage. Herr Beneš nahm einstmals den Mund außerordentlich voll: Wiederkehr der Habsburger-Kriegsfall für die Tschechoslowakei! Seitdem man aber in Paris in wachsendem Maße glaubt, daß die Wiedererlangung der Habsburger in Wien ein wirksames Mittel gegen den Anschlußwillen des deutschen Volkes in Österreich sein könnte, schwenkt man auch in Prag um und zeigt sich geneigt, in der Habsburger Frage entgegenkommen zu zeigen. Das ist ein Maß von Unselbständigkeit und Willenlosigkeit einer außenpolitischen Führung, das geradezu Mißtrauen hervorrufen muß. Welche Hemmungen würde Prag dennoch aufbringen, wenn Paris einmal seinem neuen Freunde Italien zuliebe zu Konzessionen in der Adria bereit wäre, die südslowakische Lebensinteressen berühren? Kein Wunder, daß die Bewegung für einen selbständigen Balkanblock von Belgrad ausgegangen ist! Dort stürzte die Regierung Jestič, weil sie zu stark im französischen Rieswasser ihre Außenpolitik verfolgte. Rumänien ist durch seinen Außenminister Titulescu natürlich noch immer stark an Paris gebunden. Aber dieser vielgewandte Außenminister hat es offenbar verstanden, seinen Einfluß schleunigst in die Besprechungen von Sinaia einzuführen. Herr Titulescu kennt die Stimmungen und Strömungen seines Landes genau, so viel und so oft er auch seine Zeit im Auslande zu verbringen pflegt. Er weiß von der starken Strömung gegen den Kommunismus in den konservativen Kreisen, und er kennt die Interessen durch eine Anlehnung an seine Balkannachbarn zu suchen. Der Gedanke, in Erweiterung der franko-sowjetischen und der tschechoslowakisch-russischen Allianz Rumänien den Bolschewisten als Durchmarschland zur Verfügung zu stellen, hat im Lande so starke Widerstände ausgelöst, daß Herr Titulescu ihre Weiterverfolgung gänzlich mehr riskieren kann. Seine Moskau-Reise wurde darum auch auf den Sonntag Nimmerleinstag verschoben. Immerhin hat Herr Titulescu es verstanden, die Ergebnisse von Sinaia in der negativen Parole zu begrenzen: Gegen die Habsburger!

Prinz Paul von Jugoslawien hat auf seiner Rückreise von Sinaia in Bled den loeben zurückgetretenen griechischen Kriegsminister Kondolis empfangen, der vorher schon mit dem slowakischen Ministerpräsidenten Stojadinowitsch konferiert hatte und bereits in Laibach sich mit seinem slowakischen Kollegen, General Schimkowitz, traf. Diese Konferenzen galten der Erfindung der Meinungen innerhalb der Kleinen Entente über die Wiederherstellung der Monarchie in Griechenland. Wenn nicht alles täuscht, hat Ministerpräsident Stojadinowitsch, der ja gegenwärtig auch Präsident des Rates der Kleinen Entente ist, den griechischen Abgesandten wissen lassen, daß die drei Staaten der Kleinen Entente die Wiederherstellung der Monarchie in Griechenland als eine innere Angelegenheit dieses Landes betrachten. Damit wird zugleich die Brücke nach Athen geschlagen. Ein Balkanblock der Südslowenen, Rumänen, Bulgaren und Griechenland umfaßt, würde naturgemäß eine viel natürlichere Grund-

lage haben als die gegenwärtige kleine Entente. Natürlich bedeutet die Lösung von Sinaia, die man in die Worte „gegen Restauration und Revision“ zusammenfassen kann, mindestens stimmungsmäßig eine Erschwerung für Bulgarien. Noch stärker mühte sich Ungarn einer solchen Programmformulierung entgegenstellen. Aber man weiß auch, daß die Frage der Habsburger in dieser negativen Form sich nur auf Österreich bezieht. So zeichnen sich Entwicklungslinien am politischen Horizonte ab, die mindestens sehr interessant sind. Man wird sie auch vom deutschen Standpunkte aus mit Interesse verfolgen dürfen. Sind sie doch ein Beweis dafür, daß die Pariser Eintreibungspolitik nicht überall den gewünschten Erfolg zeitigt. Frankreich hat lange genug geglaubt, daß es die Bölker nur in seiner finanziellen Abhängigkeit zu erhalten braucht, um auch ihre Politik bestimmen zu können. Die Rechnung war falsch. Und wenn man in Paris munter so fortfährt, unter dem Vorwande kollektiver Sicherungen französische Interessenpolitik zu treiben, dann dürfte man sich noch manchenmal verrechnen.

Eine japanische Berichtigung

Im Abessinienstreit neutral, aber Wirtschaftsinteresse. — Die unrichtige Botschaftererklärung.

Tokio, 19. Juli.

In Kreisen des Auswärtigen Amtes hier beschäftigt man sich lebhaft mit einer Stefani-Meldung aus Rom, wonach der dortige japanische Botschafter dem italienischen Regierungschef auf Weisung seiner Regierung formell erklärt haben soll, daß Japan keinerlei Absicht habe, in den italienisch-abessinischen Streitfall einzugreifen, und daß Japan keine politischen Interessen in Abessinien habe. Dazu wird hier erklärt, der Botschafter habe außer den allgemeinen Anweisungen, die ihm schon vor längerer Zeit erteilt worden seien, keinen besonderen Auftrag erhalten. Man erwarte noch den eingehenden Bericht des Botschafters aus Rom.

Im übrigen sei die Haltung Japans in dieser Frage unverändert. Eine Einmischung in den italienisch-abessinischen Konflikt sei nicht beabsichtigt. Dagegen werde die allgemeine politische Entwicklung und die Haltung von Genf hier aufmerksam beobachtet. Japan sei in gewisser Hinsicht wirtschaftlich interessiert, wobei auf die beträchtliche Ausfuhr nach Abessinien hingewiesen wird. In japanischen Kreisen wird die Vermutung geäußert, daß die Verlautbarung ohne Wissen des japanischen Botschafters erfolgt sei.

Abberufung des Botschafters?

Der japanische Außenminister Hirota empfing am Freitag den italienischen Botschafter zu einer Aussprache, in deren Verlauf er die japanische Haltung im italienisch-abessinischen Streitfall darstellte. Hirota erklärte, daß Japan beiden Staaten absolut neutral gegenüberstehe. Er betonte, daß die italienische Verlautbarung Japans Haltung unrichtig darstelle. Der japanische Botschafter in Rom habe keinen Auftrag gehabt, eine Erklärung in der bekannten Form abzugeben, da Japan die Entwicklung noch nicht übersehen könne.

Die italienische Darstellung sei unrichtig, da sie eine Stellungnahme gegen Abessinien erkennen lasse. Der japanische Außenminister erklärte dann weiter, daß Japan die weiteren Vorgänge aufmerksam verfolgen werde, da es ebenso wie England und Italien an der italienisch-abessinischen Frage insofern politisch interessiert sei, weil sich Rückwirkungen in wirtschaftlicher Hinsicht auch für Japan ergeben könnten.

Bölkerbundsrat am 29. Juli?

Über keine sachliche Aufrollung des Konflikts.

Genf, 19. Juli.

Im Bölkerbundstreifen verlautet, daß der Generalsekretär des Bölkerbundes, Avenol, den Mitgliedern des Bölkerbundsrates ein Telegramm übermittelt, in dem er offiziell mitteilt, daß die Schlichtungsverhandlungen im ita-

nisch-abessinischen Streitfall gelichtet seien und daß laut Ratsbeschluss vom 25. Mai nunmehr der Bölkerbundsrat zur Ernennung des fünften Schiedsrichters zusammentreten müsse. Das Telegramm soll auch die Anregung enthalten, der Rat möge zu dieser Tagung am Montag, den 29. Juli, zusammentreten.

Der Schritt Avenols soll das Ergebnis der eingehenden Verhandlungen sein, die der Generalsekretär des Bölkerbundes im Laufe der letzten zwei Wochen in London und Paris gehabt hat. Je nach dem Ergebnis der Antworten der verschiedenen Ratsmitglieder auf die Anregung Avenols, der der Wert einer Konsultation beigemessen wird, soll dann als nächster Schritt die Einberufung des Bölkerbundsrates durch den amtierenden Ratspräsidenten Litwinow, der sich gegenwärtig in der Tschechoslowakei befindet, erfolgen.

In Bölkerbundskreisen besteht der Eindruck, daß, falls es wirklich zu einem Zusammentritt des Rates Ende Juli kommen sollte, die Tagung nur kurz sein wird und der Rat sich darauf beschränken würde, den fünften Schiedsrichter, der sehr wahrscheinlich eines der Mitglieder des Bölkerbundsrates werden soll, zu ernennen.

Es herrscht hier die Meinung vor, daß man sich vor dem Schritt Avenols wohl auch des Einverständnisses der italienischen Regierung zu einem solchen Vorgehen versichert hat.

Frankreichs heikle Lage

Nachdem bis zur Stunde keine Einigung zwischen Rom, Paris und London über eine friedliche Lösung des abessinischen Konflikts hat gefunden werden können, scheint man in Paris fest mit dem Zusammentritt des Bölkerbundsrates Ende Juli zu rechnen. Pertinax schreibt im „Echo de Paris“, daß Frankreich sich in Genf in einer heiklen Lage befinden werde.

Auf der einen Seite wolle es seine Freundschaft mit Italien nicht beeinträchtigen, zum anderen könne es aber nicht aktiv an der Zerstörung von Grundstücken mitwirken, die es bisher unterstützt habe, denn dann werde es seine Verbündeten verlieren.

Im „Deuore“ stellt Frau Labouis ähnliche Betrachtungen über den abessinischen Streitfall an. Die Anregung der französischen Regierung, Italien möge selbst in Genf seine Anklagen gegen Abessinien vortragen, sei in Rom sehr ungünstig aufgenommen worden. Die Sowjetregierung scheint ihren Standpunkt noch nicht festgelegt zu haben.

Der Mord am Arbeitsdienstmann Koch

Todesstrafe beantragt.

Siegen, 19. Juli.

Im Prozeß gegen den Mörder des Arbeitsdienstmanns Koch aus Bochum beantragte Oberstaatsanwalt Dr. Matthes nach zweistündigem Plädoyer gegen den angeklagten 68-jährigen Invaliden Peter Sasse aus Kirchhundem wegen Mordes die Todesstrafe und Ehrverlust auf 10 Jahre.

In seiner großangelegten Rede beleuchtete der Staatsanwalt noch einmal eingehend die politischen Hintergründe der Mordtat und den unheilvollen Einfluß des politisierenden Bikers Ruhepeter, der den Nährboden für die Mordtat geschaffen habe. Der Angeklagte habe nicht den ihm unbekannten Arbeitsdienstmann Ernst Koch, sondern den Träger der Uniform des Reichsarbeitsdienstes erschossen. Er habe sich damit außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt und eine Tat begangen, die nur mit dem Tode gesühnt werden könne.

In der Zeugenvernehmung hatte Biker Ruhepeter erklärt, es hätten sich bereits am ersten Sonntag seiner Anwesenheit in Kirchhundem Schwierigkeiten ergeben wegen des Besuches des Gottesdienstes durch die Arbeitsdienstleute. Es sei nicht wahr, daß er einen katholischen Arbeitsdienstmann zu sich gebeten und von ihm Auskünfte verlangt hätte. Dem Zeugen wurde vorgehalten, daß er gelegentlich absällige Äußerungen über Regierung und Partei gemacht hätte. Mit Sasse sei er nur dreimal flüchtig in Berührung gekommen, weiter habe er ihn nicht gekannt. — Der politische Kreisleiter stellte Ruhepeter ein deutliches unausgesprochenes Zeugnis aus.

ten und sah mich um wie im Kabinett eines Hundertkämpfers. Keiner sprach hier ein Wort, alle taten sehr geheimnisvoll; die rote Kreuz-Schwester, eine märchenhafte als die andere, schwebte auf Schwebstühlen gleich unnahbaren Engeln. Sie hatten Gesichter, als würden sie nur mit Ziegenmilch und Weizenbrot ernährt. Was gab es da für, konnte ich heute noch alle die frommen Vorfälle sammeln, von denen vorstige und zusammengekauften Frontsoldaten angeht dieser Schwester erfüllt wurden. Jede trug ja einen Heiligenstein, jede hatte weiße Flügel, so schien es wenigstens in den ersten drei Stunden, in denen man geschunden und gepeinigt den zarten Händen dieser Geschöpfe ausgeliefert wurde. Freilich, es gab auch Knäuelbeeren unter ihnen.

Vorläufig lag ich noch allein unter den grellen Lampen, während die Schwestern allerlei silberne und gläserne Instrumente kochten. Dann sagte der Oberstabsarzt leise zu Pollad: „Herrn Leutnant Quambusch bitte!“

Mit Schlag des Herzes so wild, als träte es mit Kommunisten gegen die Rippen. Der lange Quambusch würde jetzt kommen? Diesmal brauchte ich nicht stramm zu machen, auch hatte ich keine Mut mehr auf den armen Kerl. Wie er wohl ausleben mochte?

Die Tür ging auf, dieselbe Tür, durch die man mich vorher gefahren hatte. Barmherziger Gott, das sollte Quambusch sein? Dieses liegende, schlafende Wachsgeßicht auf der Bahre? Und einen Mullverband trug er um den Kopf, als hätte er keine Schädeldecke mehr. Ich dachte: Lieber Herr Leutnant, wir haben sie aber ein Ding verpaßt! Wir haben sie aber eine richtige Mine aufgelegt, so eine mit Stenographen und Aufschlagbüchern!

Quambusch erkannte mich nicht, wenn er auch zuweilen mit den Augenlidern zuckte. Die Lippen waren grau wie schlechter Gips, seine Nase, die früher stumpf war, stand wie eine bleiche Kralle zwischen den Bodentenen. Es war hohe Zeit für den Verwundeten, da lebte ja kein Tropfen Blut mehr unter der Haut.

Pollad wurde hinausgewiesen, die Schwestern hoben den Leutnant an meine rechte Seite, so daß wir nebeneinander lagen wie ein Ehepaar. Bei Quambusch wurde der linke Arm frei gemacht und bei mir der rechte. Ich mußte fort sehen, so wollte es der Arzt. Und während ich fort sah, rief er meinen Arm mit verschiedenen Flüssigkeiten ab; eine davon mußte Doh sein, ich konnte es riechen. Mit Doh für König und Vaterland. Dann wurde irgendein kleiner Gürtel um meinen Arm gebunden, ich spürte Stiche, Schnitte und dann wieder Stiche, so ganz schmerzlos war das nicht, aber ich biß auf die Zähne, vor schönen Schwestern.

Lezte Meldungen

Eine bemerkenswerte Unterscheidung

Zwischen italienischem und anderen Mandaten.

Addis Abeba, 20. Juli.

Der Kaiser versicherte erneut, daß im Falle eines Krieges Ausländer im Lande bleiben könnten, da er für die Sicherheit garantierte und in dieser Richtung alle Vorkehrungen getroffen habe.

Der abessinische Außenminister erklärte, in der Rede des Kaisers sei nicht zum Ausdruck gekommen, daß außer der Ablehnung eines italienischen Mandats überhaupt jedes Mandat einer fremden Macht gelehnt werde.

Am Griechenlands Staatsreform

Regierungskrise. — Rücktritt des Kabinetts.

Athen, 19. Juli.

Kriegsminister und stellvertretender Ministerpräsident General Kondylis, sowie Landwirtschaftsminister Theodoris haben überraschend ihren Rücktritt erklärt.

Wahrscheinlich werden auch andere Mitglieder der Regierung ihre Ämter niederlegen. Man bemüht sich gegenwärtig, die Minister zur Zurücknahme ihres Entschlusses zu bewegen. Ueber die Begründung des Rücktrittes liegen Augenblick noch keine Meldungen vor.

Die Ursache der Krise.

Die Ministerkrisis wurde ausgelöst durch die Haltung des Generals Kondylis, der nach seiner Rückkehr aus Serbien und Belgrad den Ministerpräsidenten Tsaldaris durch seinen Rücktritt zu einer klaren Stellungnahme in der Frage der Staatsform zu zwingen versuchte. Kondylis meinte, er könne nach der Abreise des Ministerpräsidenten Tsaldaris nach Deutschland nicht die Stellvertretung in einem Ministerium übernehmen, dessen Mitglieder der Frage der Staatsform gegenteiliger Meinung seien.

In den Tod statt in Urlaub

Autounfall bei Harburg.

Harburg-Wilhelmsburg, 19. Juli.

Ein schwerer Autounfall ereignete sich auf der Bremer Chaussee vor dem Trelder Berg. Der Leiter des Harburger Postamtes, Postrat Seibert, befand sich mit seiner Frau im Wagen auf einer Urlaubsfahrt nach Schwarzwald. Etwa 20 Kilometer hinter Harburg kam der Wagen jedoch infolge des schlechten Pflasters derart zu Schleudern, daß beide Insassen herabstürzten.

Im selben Augenblick kam den Trelder Berg ein Lastkraftwagen herunter, der nicht mehr rechtzeitig bremsen konnte und den Postrat sowie seine Frau überfuhr, die der Stelle getötet wurden. Der Lastkraftwagen fuhr dann in den Personenkraftwagen hinein und zertrümmerte ihn vollständig.

Erdbeben in Tokio

Tokio, 19. Juli. Ein schweres Erdbeben wurde am Freitag früh in der Stadt Tokio und in nördlicher Richtung von Sendai wahrgenommen. Die Bevölkerung verließ Häuser, da schwere Folgen befürchtet wurden. Bisher sind jedoch keine Schäden gemeldet. Die Erdstöße dauerten mit kurzen Unterbrechungen etwa 20 Minuten an.

Für eilige Leser

Die bisher in verschiedenen Reichs- und preussischen Ministerien bearbeiteten kirchlichen Angelegenheiten auf den Reichsminister Kerl übertragen worden.

Der Polizeipräsident von Berlin, Konteradmiral a. D. von Levetzow, ist jurädgetreten. Mit der Wahrnehmung der Dienstgeschäfte ist SA-Gruppenführer Graf von Helldorf beauftragt worden.

Der Jüngling im Feuerofen.

Roman von Heinz Stegmann.

Copyright 1932 by Albert Langen, München.
Printed in Germany.

3. Fortsetzung.

Mein Zimmer lag auf dem ersten Stock, über der Tür stand ein Spruch: Demütige dich von Herzen, denn das Himmelreich ist nahe! (Sirach VII. 19.)

Das konnte ja heiter werden. Immerhin: Endlich mal etwas anderes als ein dienstlicher Befehl.

Ich trock ins Bett und kam mir vor wie eine Braut. So weiß war alles, so frisch knisterte das Leinen, so glücklich machten mich die Matratze, das Federkissen und die Steppdecke. Und als gar die junge Nachtschwester wiederkam, mich mit der Taschenlampe abzuleuchten und mir angenehme Ruhe zu wünschen, da war ich demütig von Herzen, genau so, wie es über der Tür anempfohlen wurde. Und beten konnte ich wieder, im Granatloch hatte ich es oft vergessen. Dann schlief ich ein, tief und fest. Wenn ich einmal im Leben reich war, dann in dieser Stunde. Und einen Traum hatte ich: Ich sah Hannes Brotmichel wieder, den ich den Heiligen Ballen genannt hatte. Bei Pollad war nãm eine junge Französin mit ihrem Kind von einem Ballen erschlagen worden. Polladtruffer. Hannes Brotmichel begrub das Weibchen mit dem Kind, aus dem blutigen Ballen schnitt er eine Madonna. Auf Höhe 70 wurde Hannes hernach zerrissen. Daber der Heilige Ballen. Der fromme Bildhauer nicht mir im Traum friedfertig zu, er sei nicht tot, er begleite uns immer noch, und da hatte er schon recht. Ich wollte ihn umarmen, aber Pollad, der hohe Herr Sanitätler, zog mir die Steppdecke ab, es sei Zeit, ich müsse in den Operationsaal. Ich wollte aufstehen, aber Pollad hinderte mich, weil neben meinem Bett ein weißer Tisch auf Gummirädern stand. Also trock ich auf den Tisch, draußen braute die Dämmerung ihre milchigen Nebel, kalt war es, ich zitterte und hatte eine Gänsehaut.

Sankt sollte mich Pollad aus der Stube und durch den Flur, bis wir vor der Tür des Operationszimmers standen. Der Oberstabsarzt öffnete, und während er öffnete, vernahm ich die gebelenden Augen: Grell und weiß strömte das Licht der Lampen, weiß waren auch die Wände, die Tische, die Schränke und die Steinplatten des Bodens. Ich wurde in das Zimmer gefab-

tern durfte man doch nicht schreien. Fünf Minuten dauerte alles, ich bekam noch eine warme Nachfolgebildung, dann wurde ich sanft verbunden und durfte wieder meinen Leutnant tragen.

Der lag noch immer still und wachser neben mir. Arzt hielt aber einen selbstamen Glaszylinder an seinem Mund und aus diesem Glaszylinder floß mein Ausatmenblut in einen Abstrich des erlauchten Offiziers, so warm und friedlich, als ich niemals strafgezügelter müßte. Mein Blut sank immer tiefer in der Glasröhre, ich mußte ans Thermometer im Zimmer denken. Ich glaube, ein ganzes Liter wurde mir abgezogen. Ich sagte nichts, es geschah ja für einen armen Teufel. Spürte ich eine lähmende Müdigkeit, doch mußte diese Wärme keine harmlose gewesen sein; denn als ich aufwachte, lag längst in meinem Zimmer, froh und hatte weißen Durst. Schon Abend, an meinem Bett brannte Licht, neben dem Licht stand ein Blumenstrauß.

Pollad trock herein und grinste: „Hi sich Kamerad!“

Pollad brachte mir das Abendessen. Gefüllte Suppe mit Obst. Und während er mir den Kopf auf die Bettdecke hob, hob er den Zeigefinger, seine listigen Augen zwinkerten. „Kann sich Kamerad gut borgen?“

Ich spitzte die Ohren: „Ein Gewitter, Pollad?“

„Kanonen von Front, Kamerad!“

Er trock hinans und medierte, niederträchtig. Mir aber das Herz bis zur Junge, denn der Kerl hatte recht gehabt. Brühl bei Köln war das unheimliche Rollen der Geschütze, hören, während im Saal nebenan die Verwundeten ihre Wunden zerfächten.

Ich konnte nicht mehr einschlafen. Die Baumkrone Gartens brauften wie ein Wasserfall, der Westwind rüttelte den Scheiben, irgendwo heute ein rührseliger Hund. Und der Wind für drei Sekunden ruhig war, dann knurrten die neuen Geschütze wieder, und bei jedem Knurren mußte ich, ich Tote gegeben hatte. Ich war daheim und hatte doch Heimweh. Woran sollte ich denken, um mir den Rücken wärmer zu machen? Der arme Rusto erhielt Päckchen oder Briefe, ich konnte nur eine Zeitung lesen oder den Duft einer Pfefferminzstrauße trinken, den mir das mütterliche Herz einer Schwester geschenkt hatte. Jeden Stunden Schlag hörte ich, und ich drei Uhr in der Nacht war, hub ein Kennen und Poltern in Kluren an: Ein neuer Lazarettzug war angekommen.

Fortsetzung folgt

In den deutschen Städten wird zurzeit ein Feldzug vorbereitet gegen abgedröckelte Kasjaden, verblähte Giebel- und Kellamessäulen und ganz besonders gegen alte und hässliche Zirkonschilde. Die verantwortlichen Oberbefehlshaber in diesem Krieg sind die Handwerkskammern, und als Adjutanten sind die Vertreter der verschiedenen Innungen tätig. Als wissenschaftlicher Berater steht ihnen der Deutsche Sprachverein zur Seite. Die Maler und Kellamessagleute sind unvermeidliche Truppen, die schon jetzt in heftige Vorpostengefechte verwickelt sind.

Judenstift sind in fast allen größeren und kleineren Städten "Spione" tätig, die allerdings leicht daran kenntlich sind, daß sie sich besonders gern an verfallenen Häuserfronten aufhalten, einen scharfen Späherblick auf die Firmenschilder werfen und dann in ein dickes Notizbuch geheimnisvolle Zeichen malen. Den jeweiligen Hausbesitzern oder Geschäftsinhabern werden aber diese Aufzeichnungen in allgemein verständliches Deutsch überfetzt und in Form von Kostenanschlägen überreicht. Gleichzeitig mit dem rein technischen Vornahme der Malermeister tritt dort, wo es not tut, der Deutsche Sprachverein auf den Plan und reißt mit gefällter Feder tapfere Attiden gegen alle sprachlichen Ungenauigkeiten und gegen überflüssige und veraltete Fremdwörter, wie zum Beispiel die Bezeichnungen „Comptoir“ und „Confiserie“. Auch wider sinnige Aufschristen, wie „Kolo-nialwaren, Petroleum und andere Delikatessen“, sollen verfahren. Besondere Aufmerksamkeit schenkt man den Gasthaus-schildern, bei denen die jüdischen Gasthausbesitzer als Vorbild genommen werden sollen.

An alle Gewerbetreibende ergeht im „Indie“ der Deutschen Arbeitsfront der Ruf, dieses Werk im Rahmen der Arbeitsbeschaffung weitestgehend zu unterstützen. Das eigene Geschäft kann durch ein schönes Firmenschild nur gewinnen. Die Kosten für Neuherstellung oder Verschönerung der Hauswand sind nicht hoch. — Ebenso, wie niemand eine schmutzige geschnittene Besuchskarte abgibt, sollte kein Geschäftsmann ein verblasstes, häßliches Firmenschild dulden, weil man danach ihn und seinen Betrieb beurteilt.

— Dienstantritt. Seit Mittwoch, den 17. ds. Mts., die lange unbesetzte Dienststelle eines Polizeiwachtmeisters in der Stadtverwaltung wieder besetzt. Unter neuem Schutzmänn ist ein alter Kämpfer Adolf Sillers, De- Wilhelm Lohse aus Hattersheim a. M. Lohse war schon vor dem Umsturz Mitglied der NSDAP. und Sturmführer der S.A. Sein Dienstantritt wird die Berufung zum Polizeiwachtmeister bestätigen.

— **Hochheims Festwagen** zum Gaiüngerfest am kommenden Sonntag in Wiesbaden nimmt in den interessirten Kreisen bereits alles Interesse für sich in Anspruch. An zwei Abenden dieser Woche waren Sänger, Winzerinnen vereint, um Liederproben zur Begleitung des Festwagens durchzuführen. Den Winzern und Winzerinnen kommt es zu, in dem Festzug in Wiesbaden mitzumarschieren und dort durch ihr Auftreten für den Hochheimer Wein zu werben. Wie uns bekannt ist, soll der Festwagen, dessen Aufwandsstoffe ganz aus freiwillig gespenden stammen, am Samstag nachmittag aus Hochheim gezeigt werden. Die Ausführung des Werbesankens ehrt die Anreger, wie die Ausführenden und Spender gleichermachen. Wir hoffen und wünschen das Unternehmen zum Besten des Hochheimer Weins einen ganz großen Erfolg.

— Turnerjugend will wandern. Den Turnerschülern Turngemeinde wird am Dienstag, den 23. Juli eine besondere Freude zuteil; die Jungens der Jahrgänge 1902, 23 und 24 wandern mit ihren Vorturnern in Göttinge, weite Welt. Morgens 5 Uhr gehts los und zu ver Fahrrad über Nordenstadt, Medenbach, Grauer St. Wiernhäusen, durchs Lorschechtal bis Hoffheim a. Hier werden die Räder untergestellt und dann folgt die Wanderung über die Höhenrücken des Taunus zum Kaiserstempel bei Eppstein. In Eppstein gibts 2 Lagerstätten (Gintingericht); hier wird auch das Burgmuse-

Roman von Erich Eberstein.

Copyright by Greiner & Comp., Berlin 23 30.

(Nachdruck verboten.)

02 Fortsetzung.

Als Frau Versdorfer mit ihren Kindern heim-
sanden Sie ein Telegramm Frau Kathinkas an
Gatten vor. Gustav öffnete es und las erstaunt: „
Du sofort Schloß Kellbühl. Vorstellen behufs Stell-

Verständnislos starrten er, Otto und Frau Vers
einander an. Nur Annchen schien gar nicht ersch
Freudig Hantelte sie in die Hände. „Hurra, heute i
Glückstag!“ Dann fiel sie dem Bruder um den

„Wir gratulieren ergebenst, Herr Inspektor! Und sage ich dir gleich, Gustl, an jedem schönen Sonntag kommen wir euch besuchen, Erich und ich! Denn es schön auf Kellbühl. Und wohnen werdet ihr — großartig — Schloß, Park, Dienerschaft, alles in alleiniger Verfügung. Denn der Besitzer kommt ja nur paar Tage hin. So ist der jeweilige Inspektor, den Bestät zu leiten und den Rennstall zu überwachen. Eigentlich Herr von Kellbühl. Erich und ich machten mal einen Ausflug hin, um alles zu befehen. Wir ganz entzückt.“

„Wißt du mir nicht endlich gefälligst sagen, n
mit Selbstmord — ich habe den Namen ja im Leben
Wert — eigentlich zu tun habe, Vuncken? Dein M
schmeckt wie ein Spinnrad, aber ich verstehe ja fei
von alledem, was du sprichst!“ unterbrach sie Gust
sich ungeduldig.

„Ja, so — natürlich! Du weißt ja noch nichts.
Wahrscheinlich liegt der Brief, der alles erklärt,

von Jean Diefenhardt-Hochheim a. M.

In Bremen bestiegen wir den Lloyd-Sonderzug und kamen nach einer Stunde Fahrzeit im Columbusbahnhof am Meer in Bremerhaven an, worauf sofort die Einschiffung auf den Schnelldampfer „Europa“ stattfand. Gegen 12 Uhr mittags erfolgte unter den Klängen der Bordkapelle die Abreise nach New York.

Am folgenden Tage ließen wir in Southampton und Cherbourg an und trafen nach 5 tägiger Fahrt über den Atlantischen Ozean in der 8 Millionen Stadt New York ein. 48 Stunden vor der Ankunft in New York wurde das Flugzeug abgeschossen so dem alle Fahrgäste an Deck anwesend waren. Am letzten Tage früh wurden die Wollenträger sichtbar und je näher wir kamen, desto übermächtiger und schöner wurde das Bild.

Als an der Quarantänestation alles in Ordnung befunden, passierten wir die Freiheitsstatue, fuhren den Hudson immer weiter hinauf an zahlreichen Schiffen und Fähren vorbei und landeten unter unbefreiblichen Jubel der uns erwartenden Menge am Pier des Nord-German Lloyd Nr. 42. Dort wurden wir von unserem Reiseführer empfangen und im Omnibus zum Hotel Wellington gebracht, wo wir eine sehr freundliche Aufnahme fanden. Am 22. Stod nahmen wir Wohnung. Abends machten wir einen Stadtbummel und besichtigten auf der Broadway sowie der 5., 6. und 7. Avenue die größte Lichterlandschaft der Welt. Unter den vielen Vergnügungsstätten befinden sich auch das Rino Rexi, welches 6200 Sitzplätze aufweist. Am nächsten Vormittag begann die Stadtrundfahrt mit Besichtigung der Hauptsehenswürdigkeiten u. a. auch das

befichtigt und dann gehts wieder los, über schöne Wege des Taunus zurück bis zum Ausgangspunkt der Wanderung, nach Hofheim, von wo aus die Heimfahrt erfolgt. Abfahrt morgens 5 Uhr, Rückkunft abends 8 Uhr.

— Die Roggenernte hat begonnen. Eine frohe Zeit ist herangekommen: der Bauer mäht, was er einjährig hat. Das Korn steht grünftig auf dem Salm und Mähmaschinen und Sensen tun das Ihrige. Daß die Halme fallen und die neue Ernte bringt neues Brot. Wohl kaum mehr als um diese Zeit, ist es uns bewußt, daß der Erde Reichtum und Segen errungen werden muß, wenn die Menschen von den Früchten dieser Erde leben. Wenn vom trübsten Jahre an der Bauer aussieht, sein Feld zu bestellen, wenn der Erdgeruch des gepflügten Landes uns beedrückt und wenn Körnlein um Körnlein in die Erde fallen, dann ahnen wir, daß daraus uns ein Segen erwächst. Unsere deutsche Erde hat dazu unsere Hoffnung aufnehmen, daß sie eine reiche Ernte bringt. Aus ihrem Gedeih wird unser Brot, deutsche Menschen werden an deutschem Brot groß und stark! Darum danken wir Dir, heilige Erde!

— Ein Sportereignis für Hochheim. Der Turngemeinde Hochheim wurde, wie bereits schon einmal erwähnt, ein Schwimmlehrgang des Bezirkes 3 im Gau Südhess zur Ausarbeitung übertragen. Übungsplatz für diesen Lehrgang ist das Strandbad des Hochheimer Schwimmvereins. Am Samstag nachmittags um 4.30 Uhr beginnen die Übungen im Springen; anschließend Lehrgang im Brustschwimmen. Am Abend besuchen die Schwimm- und alle Sportfreunde den von der Turngemeinde vorbereiteten Rameradshausabend in der Turnhalle. Hier wird ein interessanter Lichtbildervortrag gezeigt; die Turner und Turnerinnen zeigen Vorkstänge, es gibt allerfrohe Unterhaltung und Tanz. Für Jedermann ist also ein froher, gemüthlicher und billiger Abend bevorzucht. Eintritt ist frei. — Sonntags früh um 9 Uhr wird der Lehrgang im Strandbad wieder fortgesetzt. Es folgen hintereinander Übungen im Rücken- und Brustschwimmen sowie im Rettungsschwimmen. Nachmittags ist Wasserschwimmen mit Vorführung aller Schwimmarten, Stiefeln, Schaulspringen, Rettungsschwimmen und zum Schluss die lustigen Wasserdowns. Es ist also nicht zu erwarten, dass am Samstag und Sonntag für Hochheim

daheim, und Rathinka, die ihn laß, telegraphierte einfach, was du zu tun hast. Also, paß auf, großer Bruder: Wenn du es nicht gerade darauf anlegst, einen recht ungünstigen Eindruck zu machen, so bist du als Wahrscheinlichkeit nach von morgen an Inspektor auf Schloß mit zehntausend Mark Gehalt, freier Wohnung, der großen Dekonomie an Naturalien zu beziehen, du benötigst."

„Ich?“ Gustav fuhr sich über die Stirn. „Du träumst wohl, Anndchen! Wie käme ich dazu? Ich kenne doch Bessier von Kessbühl gar nicht.“

„Oh, den Namen Bridestorff wirst du als Mann
Welt doch kennen? Er läßt doch bei jedem Rennen Pfi-
laufen.“

„Bridenortorf? Ja — natürlich! Und dem gehört
bisch! Es hieß doch immer, sein Stall besinde sich
Tausend.“

„Zaufeng gehört zu Reibichl und liegt nur
Viertelftunde vom Schloß entfernt. Und Bridentorf
irgendwie verwandt mit Herrringens. Und als ich vor

hat, paar Monaten an Frau von Herringen schrieb, hat ich doch in ihrem Bekanntenkreis Umschau zu halten, ob für dich nicht irgendwo eine betriebsfähige und der Vergangenheit angemessene Stellung fände."

„Du hast meinethwegen an die Dame geschrieben.“
„Ja wohl! Weil Otto und ich fanden, daß Ver-
waltungsbeamter doch eigentlich keine Stellung für u-

Herrn Grafen sei! Du weißt ja, Gustl, wir rannten daheim immer scherzhaft „Herr Graf“, deines vorne Auftretens wegen. Also, und nun antwortete mir

Denn von Herringen vor kurzem außerordentlich liebenswürdig
daß sie ihr Möglichstes tat und hoffe, Bridentorff

Neger- und Arbeiterviertel. Nachmittags war die Auf-
fahrt zum Empire State Building, dem höchsten Ge-
bäude der Welt, 380 m, mit 102 Stockwerken. Dieselbe
führte bis zur Turmspitze und dauerte einschließlich zwei-
maligem Umsteigen nur zwei Minuten. Hier befindet sich
ein großes Restaurant mit wunderbarer Fernsicht über
Stadt und Umgebung.

Stadt und Umgebung.
Früh am anderen Tage war die große Hafenrundfahrt (größter Hafen der Welt) um Manhattan, wobei man eine sehr schöne Aussicht auf die Piers und Wollentraker hat. Dieselbe dauerte 3 Stunden. Die Fahrt geht an fast 200 Piers vorbei, wo die Ozeandampfer von allen Schiffsfahrtslinien der ganzen Welt liegen. Nachmittags fand dann die Besichtigung des neuen Rockefeller Stadtheils „Radio-City“ statt. Auch hier fuhr wir zum 65. Stockwerk, wo sich ebenfalls ein Restaurant mit herrlicher Aussicht befindet. Oben angekommen wurden uns die Mittelungen gemacht, daß wir heute Gäste der Radio-City seien und Erfrischungen gratis verabreicht würden. Nach der Rückfahrt stiegen wir noch den Parterre-Räumen, wo die vornehmsten Gesellschafter der Welt untergebracht sind, einen Besuch ab, sowie den Gartenanlagen auf den Wollentrakerbühnen. Gleichzeitig wurde die danebenstehende St. Patrickskathedrale besucht, das größte katholische Gotteshaus Amerikas. Abends wurde eine Rundfahrt mit der Untergrundbahn unternommen, wo man für 5 Cents so oft man will, um New York herumgondeln kann.

Fortsetzung folgt.

sportliches Ereignis bevorsteht. Alle Hochheimer Sportfreunde bekennen sich daher zu Sportkameraden des Schwimmer, einerlei ob sie Fußballspieler, Radfahrer, Schützen oder Turner sind. Gelegenheit zum Beweis der Sportkameradschaft ist gegeben durch Besuch der Schwimmveranstaltungen im Strandbad und des Kameradschafts abends in der Turnhalle.

Warenverkäufe der nächsten Woche in „Scholle u

Veranstaltungen der nächsten Woche in „Scholle und Heim.“ Die Hausfrau sorgt gern vor, deshalb sei schon heute mitgeteilt, daß die Ausstellungsleitung neben anderen Sonderüberraschungen, von denen noch nichts berichtet wird, am Mittwoch, den 24. Juli, ab 17 Uhr eine große Modenschau und am Freitag einen Hausfrauen-Nachmittag mit buntem Programm veranstalten.

Betriebsunfälle. In dem Schnittbau der Adam O. N.-G. hat sich ein Arbeiter aus Arheilgen eine der schwere Daumenverletzung zugezogen, daß er dem Städtischen Krankenhaus Darmstadt zugeführt werden muß — Einem Arbeiter aus Flörsheim, der in der Abteilung Lastwagenbau beschäftigt ist, stieg beim Abmeißeln ein Blättchen von einer Bremsträgerplatte ein Metallstück in das linke Auge. Infolge dieser Verletzung mußte dem Städtischen Krankenhaus Mainz zugeführt werden.

Urtheilgen. (Herzschlag infolge Anstrengung.) Der pensionierte Gerichtsvollzieher Bertling ließ der bereits in Bewegung befindlichen Straßenbahn nach, die er auch erreichte. Raum hatte er jedoch im Wagen Platz genommen, sank er, von einem Herzschlag betroffen, tot zusammen.

Büdingen. (Mehgerei wegen Unsauberkeit geschlossen.) Bereits vor einiger Zeit mußte der Mehreibeetrieb des Juden Hermann Schuster im Nachbarort Altenstadt wegen sehr großer Unsauberkeit beanstandet werden. Die erteilte Verwarnung beachtete der Judenmehrer aber nicht und führte seine Mehgerei nach wie vor in ein Zustand, der den einfachsten hygienischen Anforderungen Spricht, weiter, so daß sich nunmehr die Polizeibehörde zu zwingen sah, die sofortige Schließung des Mehreibeetriebes anzuordnen.

entfernter Verwandter von ihr, werde dich als Inspektor unter sehr günstigen Bedingungen bei sich anstellen. Du solltest ich dir vorläufig noch nichts darüber schreiben. Der Gutsbesitzer, dessen Inspektor kürzlich starb, habe nun ich schon halb und halb einen anderen Inspektor im Auge gehabt und müsse nun die bereits angeknüpften Verhandlungen erst rückgängig machen. Gelänge dies, so sei bei Anstellung gesichert. Dann würde er sofort selbst dich schreiben und dich auffordern, zu ihm zu kommen um mit dir abzuschließen. Nach Bebas Telegramm schei dies nun geschehen zu sein. Begreiffst du nun endlich, großer Bruder?"

Gustav war auf einen Stuhl gesunken und hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt. Dieser unerwartet glückliche und jähe Wechsel seiner äußeren Lebensumstände war ihm beinahe nieder.

Alle seine Gedanken waren bei Beba. Was würde
sagen? Wie glücklich würde sie sein! Endlich konnte er
den Namen bieten, der ihrer würdig war! Endlich o
Sorgen von ihr nehmen, endlich für ihre Gesundheit t
was nötig war.

„Nun, Bräuerlein, mir scheint, du freust dich ja nicht!“ sagte Nunchen, ihn scherzhaft anstoßend.
Er fuhr auf. Seine Augen waren feucht.

„Dienen? Nein, das wäre viel, viel zu wenig! Ich
weiß ja gar nicht, was ich in dieser elenden Stellung
innerlich gelitten habe. Für Beba und... für mich selbst."

Ich dir je dafür danken?"

schönster Lohn. Wir vier Gersdorfer müssen doch alle
fest zusammenstehen, als wären wir eins, geht, Mutter.
Sie umarmte die Mutter und Brüder gleichzeitig.

(Schluß folgt.)

Limburg. (In der Schwemme ertrunken.) In Oberzeuzheim ritt der 24-jährige Albert Horn mit seinem Pferd in die Schwemme bei der Mühle. Plötzlich verlor das Pferd den festen Boden, ging vorn in die Höhe und der Reiter fiel nach hinten in den Bach, der an dieser Stelle große Tiefen hat, und kam nicht mehr zum Vorschein. Die Leiche konnte erst am nächsten Tag geborgen werden.

Herborn. (Im Steinbruch verunglückt.) Im Basaltsteinbruch bei Heiligenborn wurden zwei Arbeiter durch herabstürzende Gesteinsmassen verletzt. Bei dem Arbeiter Kompf waren die Verletzungen derart schwer, daß er Aufnahme im Herborner Krankenhaus finden mußte.

Braubach. (Ueberfallen und mißhandelt.) In der Nähe der Stadt wurde ein hiesiger Einwohner von zwei jungen Wandalen überfallen und schwer mißhandelt. Als die Täter kein Geld voranden, auf das sie es offenbar abgesehen hatten, gaben sie dem Ueberfallenen nochmals eine Tracht Prügel und verschwanden in der Dunkelheit unerkannt.

Das Rhein-Main-Gebiet in der Weltwirtschaft

Frankfurt a. M. Zu den Gebieten, aus denen die Weltwirtschaft stärkste Anregungen empfängt, gehört auch das Rhein-Mainische Wirtschaftsgebiet. Schon die Tatsache, daß hier die Zentrale des weltumfassenden 30 Farbenkonzerns liegt, kennzeichnet diese weltwirtschaftliche Bedeutung deutlich. Die Wirtschaft dieses Gebietes wird in einer großen Ausstellung zu Frankfurt am Main „Die Rhein-Mainische Wirtschaft“ vom 24. August bis 8. September 1935 mit den Mitteln neuzeitlicher Ausstellungstechnik dargestellt werden. Die Ausstellung umfaßt eine Ausstellungsfläche von rund 30 000 qm und gibt ein anschauliches Bild von dem Aufbau der Rhein-Mainischen Wirtschaft und ihren wichtigsten Wirtschaftsgruppen. Sie will die große Bedeutung des Rhein-Mainischen Wirtschaftsbezirks sinnfällig und umfassend vor Augen führen. Gleichzeitig soll sie eine Leistungsschau darstellen und damit den verschiedenen Wirtschaftsgruppen Gelegenheit bieten, für sich und die Rhein-Mainische Wirtschaft in ihrer Gesamtheit zu werben. Der kaufmännische Wille der einzelnen Aussteller in seiner Verbindung mit dem Leistungsvermögen der Rhein-Mainischen Wirtschaftsgemeinschaft werden die Entwicklung und das Ergebnis ihres Schaffens in einprägsamer Weise darstellen.

Die Deutsche Reichsbahn gibt für alle Besucher, die ihren ständigen Wohnsitz außerhalb des Deutschen Reiches haben, bei Lösung eines MFR-Fahrcheines bei einer ausländischen Vertretung des Mitteleuropäischen Reisebüros eine Fahrpreisermäßigung von 60 Prozent auf den normalen Schnellzugfahrpreis. Der Fahrchein hat eine Geltungsdauer von drei Monaten. Der Mindestaufenthalt muß sieben volle Tage betragen. Die Fahrt muß an einem beliebigen deutschen Grenzbahnhof oder Grenzhafen beginnen und enden, sowie eine von Grenzzort zu Grenzzort ununterbrochene Folge von deutschen Eisenbahntrecken umfassen, jedoch ist eine beliebige häufige Unterbrechung gestattet. Für Kinder vom 4. bis 10. Lebensjahr beträgt der Fahrpreis die Hälfte des ermäßigten Preises.

Einkaufspreise der Mühlen für inländischen Roggen und Weizen.

Frankfurt a. M. Der Vorsitzende des Getreidewirtschaftsverbandes Heßen, Ralfau gibt bekannt: „Auf Grund der Paragraphen 6, 28 und 30 der Verordnung zur Ordnung der Getreidewirtschaft vom 10. Juli 1935 — RMBl. I S. 1006 — und des Paragraph 8 der Satzung für Getreidewirtschaftsverbände — RMBl. Nummer 52 vom 13. Juli 1935 — ordne ich mit Zustimmung des Reichs- und Preussischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft, des Reichskommissars für Preisüberwachung und des Vorsitzenden der Hauptvereinigungen der Deutschen Getreidewirtschaft folgendes an:

Der in Paragraph 28 Absatz 1 der Verordnung zur Ordnung der Getreidewirtschaft vom 10. Juli 1935 bezeichnete Betrag beim Kauf der Mühle vom Richterzeuger wird auf 4 RM für die Tonne festgesetzt. Ein weiterer Zuschlag zum Kaufpreis kann im Falle eines wirtschaftlichen Bedürfnisses ohne besondere Genehmigung bis zur Höhe von 2 RM je Tonne berechnet oder gewährt werden. Die Anordnung tritt am 16. Juli 1935 in Kraft.“

Verordnung über Wohnsiedlungsgebiete

Wiesbaden. Nach einer Mitteilung des Regierungspräsidenten in Wiesbaden sind durch die „Siebente Verordnung über Wohnsiedlungsgebiete vom 20. Juni 1935“ mit Wirkung vom 10. Juli 1935 die nachstehend aufgeführten Gebiete des Regierungsbezirks Wiesbaden zu Wohnsiedlungsgebieten erklärt worden:

1. Die Stadtkreise Frankfurt a. M. und Wiesbaden mit Ausnahme der in der Verordnung näher umschriebenen Stadtkerne;
2. aus dem Kreise Obertaunus sämtliche Stadt- und Landgemeinden;
3. aus dem Kreis Main-Taunus sämtliche Stadt- und Landgemeinden;
4. aus dem Kreise Limburg die Stadtgemeinde Limburg;
5. aus dem Kreise Unterlahn die Stadtgemeinde Diez und die Landgemeinden Friedland;
6. aus dem Kreise Wehlar die Stadtgemeinden Wehlar und die Landgemeinden Alsbach, Altenburg, Althar, Bergheim, Dorlar, Garbenheim, Hermannstein, Klein-Altenstädten, Laufdorf, Münchholzhäusen, Rauborn, Raumbheim, Oberbiel, Oberndorf, Steindorf und Waldarmes.

Die genannten Gebiete unterliegen damit den Vorschriften des Gesetzes über die Aufschlüsselung von Wohnsiedlungsgebieten vom 22. September 1933. Dieses Gesetz verfolgt den Zweck, in solchen Gebieten, in denen ohne besondere Ordnung der Besiedlung die allgemeinen Interessen oder das Wohl der Siedler beeinträchtigt werden würden, die Nutzung des Bodens — insbesondere im Hinblick auf die Erfordernisse der Landwirtschaft und Forstwirtschaft, der Industrie, des Verkehrs, der Bebauung sowie auch der Erholung und des Schutzes des Heimatbildes — nach Möglichkeit planvoll zu regeln. Namentlich in den Brennpunkten der Wohnsiedlung, insbesondere in der Umgebung der Großstädte, haben sich seit längerer Zeit Verhältnisse entwickelt, die ein ordnendes Eingreifen des Staates verlangen.

Ausländer auf dem Deutschen Stenographentag.

Frankfurt a. M. Der Deutsche Stenographentag, der vom 2. bis 5. August in Frankfurt a. M. stattfindet, hat auch im Ausland großes Interesse gefunden. Stenographen aller Nationen werden Gäste der Deutschen Stenographen-Gesellschaft sein. So kommen allein aus Polen, in der Hauptsache aus dem abgetretenen ehemals deutschen Gebiet, 235 Stenographen nach Frankfurt a. M. Die führenden Kurzschriftler Belgiens, Bulgariens, Hollands, Italiens, Jugoslawiens, Oesterreichs, Spaniens, Schwedens und Ungarns haben ihr Erscheinen bereits bestimmt zugesagt. Aber auch aus Dänemark, England, Frankreich und Portugal liegen Anfragen vor, denn die ausländischen Stenographen nehmen gern die Gelegenheit wahr, die größte stenographische Organisation der Welt, die Deutsche Stenographen-Gesellschaft, in ihrer Arbeit kennenzulernen. Das rege Interesse, das die deutsche Tagung im Ausland gefunden hat, ist eine Folge der guten Beziehungen, die die Deutsche Stenographen-Gesellschaft mit den Kurzschriftlern der ganzen Welt pflegt. In nicht weniger als 20 außerdeutschen Ländern wird heute Unterricht in deutscher Kurzschrift erteilt. Die Deutschen im Ausland werden durch das Gangebiet Ausland betreut. So trägt die Deutsche Stenographen-Gesellschaft auf ihrem Gebiet zur Verständigung der Völker auf der Grundlage der gegenseitigen Achtung und Gleichberechtigung bei.

Gießen. (Gauleiter Sprenger kommt zum Gausest.) Reichstatthalter Gauleiter Sprenger wird das erste Gausest des Reichsbundes für Leibesübungen vom 2. bis 4. August in Gießen selbst besuchen. Er hat sich sehr anerkennend über die Tätigkeit der Turnerschaft im RFL ausgesprochen und dem Gausest seine reifste Unterstützung zugesagt. Er hat, was von allen Turnern und Sportlern mit dankbarer Freude begrüßt wird, zwei sehr wertvolle Ehrenpreise für die besten Mannschaftsleistungen gestiftet.

— **Die süddeutsche Schafzucht.** In Süddeutschland gibt es nach der neuesten Zählung rund 580 000 Schafe. Davon entfallen auf Bayern etwa 360 000, auf Württemberg 140 000, auf Baden und Hessen je 40 000 Schafe.

Fleischpreiserhöhung ausgeschlossen

Eine Erklärung aus dem Reichsernährungsministerium.

Auf einer Tagung der Berliner Fleischherren wurde Mitteilung gemacht von einer Besprechung im Reichsernährungsministerium, bei der das Fleischhandwerk die Schwierigkeiten erörterte, die sich aus der Erhöhung der Schlachtviehpreise ergeben. Wie die „Deutsche Fleischherrenzeitung“ meldet, ist bei dieser Gelegenheit von den Vertretern der Regierung ausdrücklich erklärt worden, daß eine Erhöhung der Kleinverkaufspreise für Fleisch ausgeschlossen sei, weil der Reallohn der breiten Verbraucherschichten nicht gemindert werden dürfte.

Für das Fleischgewerbe seien Entlastungen in Vorbereitung. Es sei die feste Absicht der verantwortlichen Stellen, durch ausreichende Rinderzufuhren zu den Märkten für eine angemessene Preisgestaltung zu sorgen. Auch auf den Schweinemärkten werde durch geeignete Maßnahmen verhindert werden, daß die Preise in die Höhe getrieben würden.

Kirchliche Nachrichten

Katholischer Gottesdienst

6. Sonntag nach Pfingsten, den 21. Juli 1935.

Eingang der hl. Messe: Der Herr ist die Stärke meines Volkes und der Beschützer des Heiles meines Halses. Hilf, Herr, deinem Volke und segne dein Erbe und regiere sie bis in Ewigkeit.

Evangelium: Jesus speist mit sieben Broten und einigen Fischlein 4000 Menschen.

7 Uhr Frühmesse und Monatskommunion der Jungfrauen. Das Mutterblatt wird heute ausgeteilt. 8.30 Uhr

An alle Leser

des „Hochheimer Stadtanzeigers“ die einige Vorkenntnisse in der englischen oder französischen Sprache haben. Umsonst und unverbindlich senden wir einen Monat lang „Paustians lustige Sprachzeitschrift“, um Ihnen zu zeigen, wie man mühelos perfekt im Englischen und Französischen wird. Sie lachen und lernen! Alle 10 Tage ein Heft, enthaltend beide Weltsprachen, für nur 30 Pfennig. Gebrüder Paustian, Verlag, Hamburg 1, Chilehaus 54.

Zur Wiesenmühle

(schöner Ausflugsort!) Spez.: Butter u. Käse, Speck u. Eier, Hausmacherwurst zu niedrigen Preisen. Prima selbstgeheilter Apfelwein. Es ladet frdl. ein Familie Jos. Thomas

Die Anzeigen-Annahme

für das bekannte Familienblatt

Dahheim

(über ganz Deutschland und angrenzende Gebiete verbreitet) befindet sich in unserer Geschäftsstelle:

Verlag: Heinrich Dreisbach, Flörsheim am Main

Das Publikum hat nur nötig, die Stellen-Anzeigen für den Personalanzeiger des Dahheim bei uns abzugeben und die Gebühren (kein Aufschlag) zu entrichten. Die Expedition erfolgt prompt und vertraulich.

Hauptverleger und verantwortlich für Politik und Lokales: Heinrich Dreisbach; Stellv. Hauptverleger und verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinrich Dreisbach; Druck und Verlag: Heinrich Dreisbach, Flörsheim am Main D.-R. VI. 35. 701. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 12 gültig.

Rindergottesdienst. 10 Uhr Hochamt mit sakramentalischem Segen. 2 Uhr sakramentalische Beichtstuhlsandacht und Umgang. 3.30 Uhr Biblische Stunde. 3.30 Uhr marian. Kongregationsandacht in der Krankenhauskapelle.

Werktags: 7 Uhr heilige Messe.

Evangelischer Gottesdienst

Sonntag, den 21. Juli 1935. (5. nach Trin.).

vormittags 10 Uhr Hauptgottesdienst.

Montag abends 8 Uhr Uebungsstunde des Kirchenchores im Gemeindehause.

Freitag, abends 8 Uhr, Mädchenabend im Gemeindehause.

Rundfunk-Programme

Reichsender Frankfurt.

Jeden Werktag wiederkehrende Programm-Nummern: 6 Choral, Morgenprayer, Gymnastik; 6.30 Frühkonzert; Nachrichten; 8 Wasserstandsmeldungen; 8.10 Gymnastik; 8.15 Frühkonzert bzw. Sendepause; 11 Werbelkonzert; 11.25 Programmankündigung, Wirtschaftsmeldungen, Wetter; 11.30 Sportschau; 11.45 Bauernfunk; 12 Mittagskonzert I; 13 Nachrichten; anschließend lokale Nachrichten; 13.15 Mittagskonzert II; 14 Zeit, Nachrichten; 14.15 Wirtschaftsmeldungen; 14.30 Zeit, Wirtschaftsmeldungen; 14.40 Wetter; 14.45 Sendepause; 17 Nachmittagskonzert; 18.45 Das Leben spricht; 18.55 Wetter, Wirtschaftsmeldungen, Programmankündigung; 19.00 Zeit, Nachrichten; 19.10 Tagespiegel; 20 Zeit, Nachrichten; 22.15 Nachrichten; 22.15 Wetter, lokale Nachrichten, Sport; 23.15 Nachtmusik.

Sonntag, 21. Juli: 6 Hafenkonzert; 8 Zeit, Wasserstandsmeldungen, Wetter; 8.05 Gymnastik; 8.25 Sendepause; 8.45 Choralkonzert; 9 Katholische Morgenfeier; 9.45 Bekehrung zum Christentum; 10 Deutsche Feiertunde der Sittensicherung; 10.30 Chorgefang; 11.15 Dichter im dritten Reich; 11.30 Deutsches Schachklarin; 12 Mittagskonzert; 14 Raschke-Großmutter feiert Geburtstag; 14.45 Aus dem Leben des schaffenden Volkes; 15 Stunde des Landes; 16 Großstadt-Militärkonzert; 18 Jugendfunk; 18.30 Landbestreben der badischen Bürgermilizen in Waldkirch i. Br.; 19 Ferienmonne — Sommerlust, heitere Szenen; 19.50 Sport; 20 Bunte Abendkonzert; 22 Zeit, Nachrichten; 22.15 Wetter; Sport; lokale Nachrichten; 22.25 Sportspiegel des Sonntags; 22.45 Tanzfunk; 24 Nachtmusik.

Montag, 22. Juli: 10 Sendepause; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 14.45 Rundfunk vom Ederbacher Markt aus Erbach im Odenwald; 15.15 Rinderfunk; 15.30 Der Zeitfunk sendet Kurzgeschichten aus dem Leben; 16 Kleines Konzert; 16.30 Reiz steht das Korn, aus alteren und zeitgenössischen Dichtungen; 16.50 Wissen und Wort am Oberrhein; 18.30 Jugendfunk; 18.50 Das Leben spricht; 19 Unterhaltungskonzert; 20.10 Volksmusik; 21.10 Röhre und Krane, Lied eines Binnenhafens; 21.35 Jugendfunk; 22.20 Unterhaltungskonzert; 23 Musik zur guten Nacht.

Dienstag, 23. Juli: 10 Sendepause; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 15.15 Für die Frau; 16 Kleines Konzert; 16.30 Wie sind unsere Gebirge entstanden? geologische Betrachtung; 16.45 Menschen, die nicht bis zählen können; 18.30 Ist Europa zum Aussterben verurteilt? Bevölkerungspolitische Unternehmung; 18.45 Zeitgenossen; 19 Unterhaltungskonzert; 19.40 Ferien zu Hause; 20.10 Schloßkonzert auf der Wilhelmshöhe; 20.30 Orchesterkonzert; 22.20 DDL, Berichte und Gespräche aus der Arbeit des großen Hauptquartiers; 23 Volksmusik.

Mittwoch, 24. Juli: 10 Sendepause; 10.45 Praktische Ratsschlüsse für Küche und Haus; 15.15 Der Hohenwiel, Erfolg; 16 Kleines Konzert; 16.30 Aus Zeit und Wetter; 18.30 Das Leben spricht; 18.45 Saardienst; 19 Unterhaltungskonzert; 19.40 Bauernfunk; 20.15 Stunde der jungen Nation; 20.45 Bunte Stunde; 22.20 Der große Preis von Deutschland auf dem Nürburgring; 22.30 Nachtmusik; 23.15 Tanz.

6. bis 28. Juli 1935 zeigt Deutsche Werkarbeit in der Ausstellung. Vergünstigungsspark Alt Mainz Scholle und Heim Alt Mainz

Einmach-Gurken | Bauplatz

zu verkaufen

Peter Bingenheimer

Hintergasse

Chem. Reinigen

Färben, Kunststopfen von Herren- und Damen-Kleidung

Montags anliefern

Samstags abholen

Annahmestelle:

Ph. Oechler

Epsteinstraße 2

Natur-Wein

1/4 Ltr. v. 65 Pf an, 1 Ltr. v. 80 Pf an

Noil, Hochheim, Weiherstraße 1

Ein neues Fahrrad?

Abernur Miele

Zu haben in den Fahrradhandlungen



Kammeraden Busch

Roman von
Heinrich Weiler im

Copyright by Carl Duncker Verlag

(6. Fortsetzung.)

In dem vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Die Ankunft der drei Digger Biddle, Hart und Ostler hat in Kimberley Aufregung hervorgerufen. Noch ehe die drei gefunden worden sind, melden sich schon die Besucher. Helga Trolle darf Thomas Hart Blumen bringen. Sophus Trolle sitzt in der Halle des Hotels und zeigt Interesse für wertvolle Claims. Er kauft ein Feld, und niemand weiß, was er damit will. Echarly Biddle taucht im Diggerhotel auf. Die rote Kitty, von Generaldirektor Hidsion beauftragt, die drei Digger zu überwachen, knüpft alte Beziehungen neu. Sophus Trolle stellt sich am Tisch Biddles ein, der sich mit Kitty über seinen Fund unterhält. Als bekannt wird, daß auf Veranlassung des Trusts die Regierung das Diamantengraben verbieten will, bricht unter den Diggern ein Tumult los. Charles Biddle trumpft auf und erzählt von seinem Claim. Er will dem Verbot trotzen und das Feld erschließen. Er fordert die Digger auf, mit ihm durch die Dürststraße zu ziehen.

„Oder — glauben Sie etwa nicht, daß da draußen ein Vermögen auf uns wartet?“

Die Männer am Tisch fallen beruhigend ein. „Natürlich glaubt er das, Biddle. Die Diamanten in deinem Sack, das muß selbst ein Dscheliseh.“

Ganz ruhig begegnet Sophus Trolle dem Blick des Diggers.

„Gewiß. Ist aber auch schon vorgekommen, daß Diamanten gezeigt wurden, die nicht gerade aus einem neuen Claim stammten.“

Einen Augenblick halten die Männer am Tisch erschrocken den Atem an und warten auf den Faustschlag, der unbedingt auf diese indirekte Verdächtigung folgen muß. Zu ihrem Erstaunen bleibt der alte Biddle ganz ruhig. Nur sein Gesicht läuft dunkelrot an.

„Wollen Sie damit sagen, Sir, daß ich ein Lügner bin?“

„Das hab' ich nicht gewollt.“

„Wird' ich Ihnen auch nicht geraten haben, Sir.“ Der alte Biddle grunzt befriedigt und lächelt hinterlistig. „Also wollten Sie sagen, daß ich vielleicht nur von dem Claim geträumt hab', he?“

Sophus Trolle hebt die Schultern. Biddle nickt und grinst schlaun. „So ungefähr, was? Na, dann passen Sie mal auf, Sie Schlauer. Glauben Sie etwa, daß zwei Leute gleichzeitig so 'nen Traum haben?“

„Kann.“

„Dann“ — Biddle blinzelt zwinkernd zu Thomas Hart hinüber. „Dann zeig du auch mal deine Steinchen, Tommy. Damit dem ehrenwerten Hornochsen da ein Licht aufgeht.“

Alles sieht zu Thomas Hart herüber, über dessen Gesicht sich eine leise Befangenheit legt.

„Na, das doch, Charly“, wehrt er ab. Der Alte schlägt ihm auf die Schulter. „Immer raus damit, Kamerad. Zeig, wo der Run losgeht, brauchen wir nichts zu verbergen.“

„Ich hab die Steine nicht, Charly.“

Einen Augenblick ist es still am Tisch. Helga Trolle sieht verwundert den Mann an, in dessen Gesicht sich eine leise Unruhe zeigt. Sophus Trolle bleibt unbeweglich und undurchdringlich. Charles Biddle runzelt die Stirn und denkt angestrengt nach. Es kostet Mühe, zu begreifen, was Thomas da sagt.

„Wieso?“ sagt Biddle endlich. „Du hast die Diamanten nicht? Soll das heißen, daß du sie ... verloren hast?“

„Nein, nein.“ wehrt Thomas Hart rasch ab. „Ich hab sie verstreut.“

„Ach so! Und willst sie nicht holen?“

„Nein.“

Der Mann lügt, denkt Helga Trolle betroffen — lügt sehr schlecht. Scheint nicht gerade erfahren zu sein in dieser Kunst. Aber warum lügt er? Merkwürdig, alle am Tisch, auch der alte Biddle, haben in diesem Augenblick das gleiche Gefühl. Aber keiner weiß recht, wie er die Sache anpacken soll. Schließlich spuckt Biddle seinen Raugummi aus.

„Na denn, aber du wirfst die Dinger doch nicht hier lassen, wenn du jetzt in den Busch ziehst?“

„Ich bleibe hier, Charly.“

Das Wort schlägt ein wie eine Bombe. Auf Biddles Stirn strahlen sich drohend die Adern.

„Natürlich kommst du mit.“

„Hast du Angst, wir würden das Feld nicht mehr finden?“ wirft einer der Männer ein. Thomas Hart überhört die Bemerkung.

„Ich mag nicht, Biddle. Das von neulich — na, du weißt's ja.“

„Was?“ Dem Gesicht des Alten ist deutlich anzusehen, daß er wirklich keine Ahnung hat, was Thomas Hart meint. „Willst du dich etwa von dem alten Esel da beschwären lassen, he? Oder von der Lady da mit den Kul-leraugen?“

„Halt's Maul!“ In Thomas Stimme kommt eine Schärfe, die man sonst nicht bei ihm gewohnt ist. „Ich bleib hier und damit basta!“

Dagegen läßt sich wenig sagen. Ein Wort ist ein Wort, und Thomas Hart hat so gut wie jeder andere ein Recht, über sich selbst zu bestimmen. Biddle läßt nun seinen Ärger an dem Schweden aus, der ruhig und aufmerksam zugehört hat.

„Was mischen Sie sich eigentlich in unsere Angelegenheiten, Sir? Werden Sie dafür bezahlt?“

Sophus Trolle sieht den Erregten schweigend an und hebt auf. „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir hinaufgehen, Helga.“

„Wer ist der Kerl eigentlich?“ fragte Biddle die Umstehenden, laut und aggressiv, daß Trolle es hören muß. Auch die Männer machen finstere Gesichter, aber zu Biddles Frage zucken sie die Achseln. „Kein Mensch kennt ihn.“

„Agent ist er nicht.“ — „Ein alter Idiot ist er“, schreibt einer herausfordernd, „will 'ne Farm anlegen und kauft Joe Harver für hundert Pfund dazu seinen Sandhaufen ab!“ —

„Western morgen trieb er sich draußen bei den aufgegebenen Claims 'rum“, weiß ein anderer zu berichten.“

„Ob Sie nun ein Idiot oder ein Dscheliseh sind, Sir“, Charles Biddle vertritt breitpurig dem Schweden, der aus dem Lokal gehen will, den Weg. „Jedenfalls passen Sie nicht zu uns. Und wenn Sie meinem Kameraden da weiter Flöße ins Ohr setzen, dann ...“ Die Faust des alten Diggers fuchelt bedenklich nahe vor Sophus Trolles Gesicht.

„Das laß man, Charly.“ Eine Hand schiebt ruhig und bestimmt die Faust beiseite. Thomas Hart steht dicht neben dem Schweden. „Wer der Mann ist, weiß ich auch nicht. Aber getan hat er uns nichts. Weder dir noch mir. Also ... kommen Sie, Herr Trolle. Ich glaub' wirklich, es ist das Beste, wenn Sie und Fräulein Helga jetzt gehen.“

„Biddle!“ — „Old Charly!“ — „Wo steht er denn?“

Draußen auf der Straße ist es lebendig geworden. Diggers in voller Bepackung und Ausrüstung stecken den Kopf zur Tür herein. Käufte trommeln an die Fenster. Auf dem Fahrdamm halten Beförderungsmittel aller Art wie aus einer Kumpfkammer geholt: Altersschwache Fordwagen, Planwägelchen, mit Maultieren bespannt, Leiterwagen, selbstgezeichnete Kutschen, ein Auto ohne Karosserie. Männer und Frauen hocken auf den Wagen, fahrbereit, ungeduldig. Die Nacht ist voller Geschrei und Lichter. Aus dem Innern der Stadt quellen immer neue Menschen, farbige Arbeiter, Reugierige. Mancher, der jetzt erst erfährt, was vor sich geht, stürzt, rechts und links die Leute beiseite drängend, in wahnsinniger Hast nach Hause, um sich auszurüsten und auch noch den Run mitzumachen. Polizei ist da, beritten und zu Fuß, aber sie findet nicht viel zu tun. „Ordnung“ läßt sich sowieso nicht schaffen in dem wirren Knäuel von Fuhrwerken und Menschen, und Ausschreitungen gibt es nicht.

Als Charles Biddle aus dem „Traef“ tritt, begleitet von einer Leibwache, gibt es ein minutenlanges Hurra und Hallo. Dann stürzen die Männer zu ihren Wagen. Unter Flüchen und Geschimpfe beginnen sich die Fahrzeuge aneinander vorbei- und vorwärtszudrängen. Der alte Biddle grinst und schauert sich den Hosenboden mit der Hand.



„Langsam mit den jungen Pferden, Boys! Diesmal nützt es euch verdammt wenig, daß ihr jüngere Beine habt als old Charly. Diesmal bestimme ich das Tempo im Run. Und ich hab's gar nicht so eilig.“

Ganz wohl ist dem alten Biddle dabei doch nicht zu Mute. Er ist nie ein Alleingänger gewesen. Ein Kamerad auf der Fahrt in den Busch, das muß sein, gehört sich so. Billy liegt noch im Krankenhaus. Thomas — verdammt — der drückt sich. Scheint bei der Sache neulich in der Dürststraße etwas abgekrigelt zu haben, das im Gehirn hängen geblieben ist. Also wer? Biddle sieht sich prüfend um. Kerle stehen neben ihm, die ihn um Haupteslänge überragen, finstere, entschlossene Gesichter. Da ist der lange Ben, dessen Büchsenhaft schon vier Kerbeinschnitte zeigt. Da ist Boleon, der Franzose, langausgeschossen, hager, mit einem Don-Quixotte-Gesicht. Da sind frächtige, junge Bur-schen, die der Wind aus allen Gegenden der Welt hier zusammengeweht hat. Aber keiner davon gefällt dem alten Biddle. Plötzlich zieht ein ganz breites Grinsen über sein Gesicht.

„He, Kitty!“

Die Rothaarige ist eben aus der Telephonzelle vor dem Traef herausgekommen, deren etwas primitive Holzwände fast von der Menge eingedrückt werden. Ihr freches Gesicht steht im Schein eines Windlichtes dem alten Biddle zugewendet.

„Bleibst du auch daheim wie Thomas?“

„Ach?“ Unfähliche Verachtung liegt in Kittys Stimme. „Natürlich mach' ich mit. Und paß' auf, Biddle, ich bin vor dir am Claim.“

„Dann mußt du schon an der Spitze fahren. Auf meinem Wagen, Kindchen. Denn Charles Biddle führt diesmal.“

„Häng' mich hinten dran.“

„Nicht nötig“, sagt der Alte trocken. „Kannst mit mir fahren.“

„Was!“ Selbst der zungengewandten Kitty verdrängt das unerwartete Angebot einen Augenblick fast den Atem. Biddle nickt.

„Hoch“ auf, Kitty. Oder mußt du erst „Toilette machen“?“

Kitty Allister schiebt ungeniert den langen Ben beiseite, der sich neben Charles aufgepflanzt hat, sieht dem Alten eine Sekunde lang fest in die Augen.

„Ach soll dein Kamerad sein, Biddle?“ Ganz fern ist in diesem Augenblick etwas Weiches, Frohes in Kittys Allisters Stimme, etwas, das gar nicht zu der frechen, roten Kitty paßt.

„Wenn du einen anständigen Kaffee kochen kannst?“

„Hängt davon ab, wieviel Bohnen du mir dazu gibst, alter Geizhaken.“ Das ist wieder die alte Kitty. Der Digger grunzt.

„Also abgemacht. Aber“ — er wirft einen höhnischen Blick auf Kittys Allisters Abendkleid — „umziehen mußt du dich doch wohl erst, was?“

„Quatsch!“ Kitty Allister drängt sich resolut durch die Menge an den Straßentrand und klettert, wie sie ist, auf Charles Biddles alten Planwagen. „Ne Pferdedecke hast du ja wohl, Charly. Daraus mach' ich mir zur Not nen Rock, wenn die Fegen hier draufsliegen!“

„Los, Biddle! Los!“ Den Diggers dauert das Intermezzo zu lange. Gellende Rufe, Hupenkonzerter, Pfeifen. Charles Biddle schwingt sich auf den Kutschbock und schnalzt mit der Zunge. Die Maultiere ziehen an, und im selben Augenblick geht ein Ruck, ein Schnalzen und Peitschen-schwingen durch die ganze Karawane. Räder streifen aneinander, karambolieren, Geschirre verwickeln sich. Unter Flüchen und Schimpfen löst sich langsam das Knäuel. Charles Biddle aber fährt ganz gemütlich an der Spitze, ohne auf die anfeuernden Rufe hinter sich zu achten.

„Der erste gemütliche Run“, lacht der Alte und tonnt sich in dem Bewußtsein, daß er, der vierzig Jahre lang verhöhnt als ewig zu spät Kommender, vor der Konkurrenz kräftigerer, jüngerer Beine hat weichen müssen, in diesem Run als einziger, der den Weg weisen kann, das Tempo angibt.

Oben in einem der Zimmer des „Traef“ steht hinter dem geschlossenen Fenster Thomas Hart, gedrüht, grübelnd, und schaut den Windlichtern und Carbidlampen nach, die sich draußen in der Richtung auf Bloomfield zu verlieren. Und ist uneins mit sich selber. War's recht, daß er den alten Kameraden im Stich gelassen hat und daheim geblieben ist?

VIII

„Run? Wer?“

Sophus Trolle und seine Tochter haben eine Liste vor sich liegen und studieren in ihrem Hotelzimmer eine lange Reihe von Namen. Helgas Stirn ist leicht gefurcht. Sie klopft unruhig im Takt mit ihrem Bleistift auf das Papier.

Aus den Burichen, die im Verdacht stehen, in der letzten Zeit Steine verlaufen zu haben, ist natürlich nichts herauszubekommen. Das haben die Detektives versucht. Die Jungen schweigen oder locken die Ausfrager auf Irrwege, die im Sande verlaufen und viel Zeit gekostet haben.

„Das ist natürlich, Vater.“

„Also wer? Webster?“ Helga schüttelt unwillig den Kopf. „Ein alter Gauner, Vater. Bauernfänger. Reppt wenn er kann, mit Simulierten.“

Sophus Trolle nickt und nimmt einen Augenblick die Brille ab, um sie zu putzen.

„Das gleiche gilt für die meisten anderen, die hier auf Hidsions Liste stehen.“

„Könnte es nicht — eine Frau sein?“ überlegt Helga. Trolle hat ein dünnes Lächeln um die Lippen. „Du denkst an diese rothaarige Kitty?“

„Ja.“

„Schlag' dir's aus dem Kopf. Diese Kitty Allister ist ein tüchtiges Mädchen, seit Jahren im Dienst Hidsions.“

„Bist du sicher, Vater?“

„Sonst würde ich nicht davon sprechen.“ Trolle macht eine kleine Pause und läßt nachdenklich den Blick über die Namen gleiten, die auf der Liste stehen. Eine Frau ist's nicht. Die Allister wäre die einzige, die in Betracht käme. Und die scheitert aus. Also ein Mann. „Ich hab' da ein ganz bestimmtes Gefühl.“

Helga lächelt. „Ich glaube, wir denken an den gleichen, Vater.“

Trolle legt seine Brille wieder auf und schaut durch die Gläser scharf seine Tochter an.

„Am. Ich denke an den Alten: Charles Biddle.“

Wieder lächelt das Mädchen. „Ich sagte ja Vater, wir denken an denselben.“

Trolle wiegt den Kopf hin und her. Vorläufig ist's nur ein Gefühl. Aber der Mann ist vierzig Jahre Digger, kennt hier jeden Agenten und Aufkäufer, bestimmt auch alle Hintertreppen und Schleichwege. Bei den Diggern steht er in großem Ansehen trotz seinem augenscheinlichen Geiz. Und der Mann scheint sehr sicher zu sein. Sein Auftreten bewies es. Ich halte es jedenfalls nicht für ausgeschlossen, daß er der Mann ist, den wir suchen.“

Helga nickt beistimmend. Sophus Trolle verzieht den Mund zu einer Grimasse. „Eine Theorie kind, weiter nichts. Du weißt, ich hab' so ein Fingerpitzengefühl, wenn ich das Richtige gedacht habe. Das fehlt mir hier noch. Die Möglichkeit ist vorhanden, weiter bis jetzt nichts. Und damit ist das immer so eine Sache. Meist jagt man einer Theorie nach und entdeckt dann plötzlich, daß man auf ganz falscher Fährte ist.“ Sophus Trolle stockt und sieht seine Tochter fragend an.

„Da ist noch einer, Helga, aus dem ich nicht flug werde: Thomas Hart.“

Helga schüttelt unwillig den Kopf. „Der ist's bestimmt nicht.“

„Er steht nicht danach aus“, gibt der Alte zu, aber ...“

„Was denn, aber?“

Sophus Trolle spielt sinnend mit der Liste. „Auf der Liste steht er nicht. Weder Hidsion selbst noch seine Detektive haben ihn je in Frage gezogen. Verständlich. Der Mann gilt hier als eine Art Null, zurückhaltend, bedrückt, scheu — im Diggerjargon nennt man das feige.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kerl, dem nichts entgeht

Reporter zwischen Gangstern und Millionären • von Karl Ey

Erlebnis in Blackwell Island

(3. Fortsetzung.)

Der Borgeführte mußte schon aufpassen, um die Fragen des Richters zu verstehen; denn in diesem Kleinhandels-geschäft der Gerichtsbarkeit herrschte ein ewiges Hin und Her, ein Türklappen und Rufen und ein Geplapper wie in einer Judenschule. Erst wenn der Gerichtspolizist, der immer neben ihm stand, ihn mit einem wuchtigen Schubs in einen anderen Käfig rechts neben dem Gerichtsraum stieß, mußte er, daß er zu dreißig Tagen Arbeitshaus verurteilt worden war.

Jetzt stand ich vor seiner Ehre. Das übliche Frage-spiel. Als Namen gab ich John Stanton an, den der Gerichts-schreiber mit flinker Hand eintrug. Geld? Nein. Freunde? Nein. Aber als der Richter schon sein stereo-types Urteil herauslächeln wollte, wandte ich ein:

„Euer Ehren, ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ich habe nicht gebettelt und keine Übertretung begangen. Ich verlange als freier Bürger mein Recht, in New York zu gehen und zu stehen, wo ich will.“

„Gut gebrüllt, Hobo,“ lachte der Richter. „Gut, ich will mit dir eine Ausnahme machen. Nicht dreißig, nein, fünf- undvierzig Tage Arbeitshaus! Abführen! Nachster!“

V.

Unter dem lauten Gelächter, das dieser „Wig“ der Klein-justiz von New York hervorrief, wurde ich in den rechts neben dem Saal liegenden Käfig geschoben, in dem sich immer mehr zum Arbeitshaus Verurteilte anammelten.

Manche kamen mit niedergeschlagenen Mienen herein-gewankt und schienen es gar nicht fassen zu können, daß in der angeblich freiesten Republik der Welt der einzelne Mensch, wenn er arm und freundlich ist, jedes Recht ver-loren hat. Das waren meistens Einwanderer, auch einige Deutsche darunter, die von den Märchen der Ministergehäl-ter für Arbeiter verlockt, ihr Bestes in der alten Heimat ver-kaufte, um in das gelobte Land einreisen zu können, die sich nun an allen Ecken und Enden betrogen und ver-raten sahen und erst jetzt plötzlich eine heiße Sehnsucht in sich aufwallen fühlten, vielleicht nicht einmal so sehr nach dem alten Vaterlande wie nach dessen Wohlfahrts- und Stempelstellen.

„Blackwell Island.“

Sehen Sie sich einmal diese Worte genau an, sprechen Sie sie einmal laut aus. Steigt bei dem düsteren Klang der Worte nicht vor Ihren Augen ein schmutziggraues Rau-erwerk auf, umbraut von den Abendnebeln des Hublonst-romes? Glauben Sie nicht, die tausend kleinen Gitterfenster zu sehen, in denen sich morgens trübe die Sonne spiegelt? Klingt die Worte nicht wie ein Seufzen an Ihr Ohr? Wie ein Seufzen, ein Fluchen, ein rohes Gelächter? Spricht nicht das Aufheulen des gemarterten Menschentieres aus ihnen? Glaubt man nicht, der Geruch von Fäulnis, Karbol, Urat, Raubtierstall zu wittern? Gurgelt nicht giftig und gluckend aus den beiden Worten das Köcheln einer schmutzig schillernden schleimigen Quelle?

„Blackwell Island“ heißt zu deutsch die Insel der schwarzen Quelle. „Blackwell Island“ ist die Festbeule am New Yorker Verwaltungskörper, in der sich der unreine, trankte Saft der lebenden Riesenstadt sammelt, die man iso-liert hat durch die trägen Fluten des Stromes und in deren Anfallung von Tränen, Schmutz und Wut für bisher nie-mand die Sonde stecken mochte.

Jeden Morgen kommen die schwarzen Fährten mit ihrer lebenden Fracht aus den New Yorker Polizeigerichten her-übergedampft, jeden Abend bringen sie wieder eine Men-schenlast nach dem steinernen Babel zurück. Menschen, die nach dreißig Tagen oder mehr in der Hölle der Insel der schwarzen Quelle ein Stück der Seele verloren haben.

Die Arbeitshausverwaltung versucht zwar, die allge-meinen Gefängnisvorschriften wenigstens äußerlich durchzu-führen. Aber was nützt es, daß man nackt unter die kalte Dusche getrieben wird, ein Stück harte Seife erhält und ein feuchtes, schmutzigverklebtes rauhes Handtuch, wenn auf der Britische der Zelle die Wangen zu Hunderten nisten und in den harten, brüchigen verkrusteten Baumwolldecken die Käufe wimmeln?

Was nützt es, daß die Verwaltung täglich für jeden Gefangenen 80 Cents für Beköstigung erhält, wenn der Morgenlaffee eine braune Mehlsuppe ist und in dem Mit-tagsgewirr erdorene Rüben neben Katerlaten schwimmen?

Ja, was nützt es schließlich, daß immer ein Korridor des Arbeitshauses lauer gehalten wird, daß in ihm einige hundert Arrestanten, die irgendwie es verstanden haben, das Herz oder die Börle der Wärter zu rühren, auf reinen Britischen schlafen und besseres Essen erhalten, wenn von hier tausend anderen Häftlingen täglich ein halbes Duzend aus Elend, Ekel oder Verzweiflung Selbstmordversuche begeht, obwohl die Strafzeit niemals länger dauert als 45 Tage?

Dieser eine Renommierkorridor ist der feine Sand, den man in die Augen der Besucher streut, wenn einmal Ver-treter der Behörden, der Richter oder der Presse auftauchen.

Das wahre Blackwell Island war aber noch nicht in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Die große Masse der New Yorker wußte nichts davon. Wohl kannten einige hun-dert Beamte die Zustände, aber sie mußten schweigen. Wohl wußten einige zehntausend New Yorker, die hier ihre dreißig Tage abmachten, von der Hölle auf der Insel der schwarzen Quelle, aber die schwiegen auch; denn in dem Lande der Superlativie verargt man es einem Menschen nicht, daß er in Sing-Sing gefesselt hat oder haarfarr am elektrischen Stuhl vorbeigeschliddert ist, aber einen Aufenthalt in Black-

well Island verriet man so leicht keinem Bekannten; denn der konnte ja nur das größte Verbrechen in dieser Republik bedeuten: Heimatlos, arbeitslos, mittellos und freudlos ge-wesen zu sein...

Sichernd schwagte er vor sich hin

Welcher Rationalität mein Zellengenosse war, habe ich niemals erfahren, aber daß er ein krasser Irrsinniger war, dafür kann ich mich verbürgen. Am Tage zwar wurde auch er zu seiner Arbeit getrieben, die immer daraus bestand, einen haufen schwerer Pflastersteine von einer Ecke des grauen Hofes in die andere Ecke zu schleppen. Des Nachts aber brach in ihm der wilde Mann aus...

Sobald man uns die Abendterrine mit der ungenieß-baren Suppe (die ich aber doch nach einigen Fasttagen gier-ig, wenn auch mit geschlossenen Augen verschlang) hinein-gestellt hatte und die schwere Eisentür hinter dem Rastfaktor ins Schloß gefallen war, begann das Wesen dieses Men-schen. Ich renne ihn Menschen, denn er hatte die äußere Kontur eines dieser Geschöpfe Gottes, er wird auch einmal eine Mutter gehabt haben und hat vielleicht als Kind mit Puppen gespielt und ist vielleicht als Mann mit froher Hoff-nung im Herzen aus seiner Heimat, die irgendwo auf dem Balkan liegen mochte, über das große Wasser gefahren.

Jetzt war ihm alles Menschliche entflohen. Und doch war er auch kein Tier geworden; denn Tiere schwagen nicht sichernd vor sich hin, Tiere haben keinen Blick, der durch uns durchsieht, als ob wir Glas wären und gar nicht vor-handen... Ach, Tiere tun vieles nicht, was dieses We-sen tat.

Aber wie leicht verandelt sich das Mitleid, das und heiß durchschauern sollte, in kaltriefende Furcht. Wie schleichen die Stunden, wenn man nur mit allen Fibern seines Seins den Morgen erwartet, wo man von dem Kranken erlöst wird und wieder Steine schleppen darf, schöne, große, schwere, herrliche Pfla-stersteine, die einem die Hände blutig reißen und die man acht Stunden lang immer vor einer Ecke eines grauen Hofes in die andere trägt.



Der Besucher kam auf mich zu und sagte lachend: „Well, ich will meinen Hut essen, wenn das nicht Charles Ey vom „Journal“ ist!“

Höllische Qualen

Den Anfangskampf gegen das wimmelnde Ungeziefer hatte ich aufgegeben. Es nützte nichts. Man mußte die Wangen sich vollsaugen lassen. Eine Erleichterung wäre es vielleicht noch gewesen, wenn man auf der nackten Eisen-ritze schlafen würde. Aber das ging nicht. Ich mußte die verkrustete Decke in der Nacht gebrauchen. Ich mußte sie mir ja über den Kopf ziehen, auch wenn der saule Gestalt mir fast den Atem nahm. Ich mußte das tun, denn sonst sah ich ja, wie das — Wesen, das die Zelle mit mir teilte, stundenlang hin- und herging und lichte und flüster. Denn sonst sah ich ja den von der Korridorbeleuchtung durch das Drahtgitter der Tür geworfenen riesengroßen Schat-ten des Wesens, das auf seiner Britische hockte. Und ich brauchte die Decke auch, um mir die Ohren verschließen zu können, um nicht die ganze Nacht das „Schripp-Schripp“ hören zu müssen, das monoton und pausenlos wie ein Messer in die Seele und in das Herz schnitt, wenn das geistesranke Wesen den Stiel seines Aluminiumlöffels an der eisernen Britische wegte, bis er scharf wurde wie ein Rasiermesser und spitz wie ein Dolch.

Dann lag ich in Schweiß gebadet unter der stinkenden Decke, in der Hand meine einzige mögliche Waffe umkrallt, eben auch meinen Vössel, und wartete und wartete...

Das waren die Nächte der ewigen Sekunden, in denen ich vergaß, daß ich gar nicht hierher gehörte, daß ich ja ein Reporter war, der im Auftrag seiner Zeitung einen Blick in die Hölle zu werfen hat, die Menschenhand für Menschen schuf. Dann stieg manchmal wie eine graue Wand die Todesfurcht vor mir auf, und zentnerschwer wie die Pflaster-steine, die ich tagsüber schleppte, legte sich die Angst und der Lebenssekel auf meine feuchende Brust...

Nachts konnte ich nicht denken, nachts konnte ich mir nur die Seele aus dem Leib fürchten. Aber des Tages beim Steinetragen dachte ich oft daran, ob ich nicht irgend etwas unternehmen könnte, um meine Freilassung durchzusetzen. Aber ich sah keinen Ausweg.

Was tun Sie hier?

Dann, mitten in der Morgenarbeit, als ich bereits zwei Wochen die Hölle der Insel der schwarzen Quelle erlebt hatte, ereignete sich etwas, das den düsteren Tag unterbrach. Eine Schar Herren ging über den Hof, geführt von dem Super-intendenten des Arbeitshauses, um den Renommierkorridor zu besichtigen. Das war schon oft passiert. Aber diesmal löste sich eine Gestalt von der Gruppe der Besucher ab, kam geradenwegs auf mich zu und sagte lachend:

„Well, ich will meinen Hut essen, wenn das nicht Charles Ey vom „Journal“ ist.“

Ich grünte zurück und nickte wortlos. Der Frager war Tom Sweeney von der „World“, ein Kollege, mit dem ich manche Nacht in unserem Pressklub Stat und Poker ge-spielt und lachgesimpelt hatte. Ich wollte ein paar Worte sagen, aber der barsche Zuruf der Wächter zwang mich wie-der, die Steine zu schleppen. Sweeney ging zu der Gruppe der Besucher zurück, und ich sah noch, wie der Superinten-dent ihm in erregter Weise Fragen stellte.

Und dann brach das Ungewitter los! Mitten vom Steinschleppen weg wurde ich in das Büro des Super-intendenten geführt, der mich böse und unwillig anblin-dete, mein vom Ungeziefer zerstochnes Gesicht und die arbeit-sblutigen Hände betrachtete und dann wieder ungläubig den Kopf schüttelte. Schließlich fragte er finstler:

„Sie sind Zeitungsmann?“ — „Ja.“ — „Beim „Jour-nal“?“ — „Ja.“

„Was zum Donnerwetter tun Sie hier?“

„Das müssen Sie den Polizeirichter fragen. Ich wollte mich gegen meine Verhaftung beschweren, ich wollte dem Richter eingehend erklären, daß ich Arbeit habe und kein Bagabund sei, aber er verbot mir den Mund und brummt mir für meine Entschuldigungsversuche logar 45 Tage auf.“

„Haben Sie denn dem Richter gesagt, daß Sie vom „Journal“ sind?“

„Natürlich nicht.“

„Na, und nun?“

„Nun habe ich noch vier Wochen auszuhalten. Dann muß ich freikommen und dann habe ich meine Pläne.“

Etwas Lauertes kam in das Gesicht des Beamten, als er jetzt fragte:

„Weiß Ihre Zeit-ung, wo Sie sind?“

Und Enttäuschung kam in das Gesicht des Beamten, als ich erwiderte:

„Natürlich.“

Der Superinten-dent zeigte plötzlich ein etwas gezwungenes, aufgeräumtes Wesen. Er klingelte und ließ durch einen Beamten eine Glasche mit zwei Gläsern bringen. Ich lehnte wahrlich nicht den Trunk ab, ja, ich erbat mir noch drei weitere Gläser, aber ich weigerte mich dennoch, dem Super-intendenten zu sprechen, nichts über meinen Aufenthalt in seinem Arbeitshaus zu schreiben.

Endlich verlor der Mann die Geduld.

„Na,“ höhnte er jetzt offen. „Sie werden gerade et-was Schönes berichten können. Daß wir hier kein Sanatorium haben, weiß jeder. Was könnten Sie schon schreiben!“

„Weiter nichts, Superintendent,“ sagte ich, „als daß ich mit einem Irrsinnigen zusammengesperrt worden bin, daß die Suppe von Katerlaten, die Britische von Wangen und die Decken von Käufen wimmeln. Dann hoffe ich, noch sonst einige Kleinigkeiten mitteilen zu können, besonders, wenn ich morgen den ersten Straftag miterlebe, der ja nur aus zwei Wochen stattfindet, wie ich höre, und bei dem es im-mer sehr geräuschvoll hergehen soll.“

Das Gesicht des Superintendenten verfärbte sich dü-mmelrot. Er schien einem Schlag nahe zu sein, als er daran dachte, daß morgen der verbotene Prügeltag sein sollte, wo man die verschiedenen kleinen Vergehen der Arrestanten mit dem Gummistock zu kurieren pflegte.

Aus dem Gefängnis herausgeworfen!

VI.

Er bezwang sich aber wieder, klingelte abermals und sagte dann zu dem hereintretenden Clerk:

„Die Karte dieses Menschen, schnell!“ Er blickte auf meine Kappe mit der Nummer: „Nummer 643.“

Der Clerk brachte meine Strafkarte, der Leiter der An-stalt setzte sich zum Schreiben nieder und frigelte auf meine Karte die Worte: „Wegen besonderer Gründe entlassen.“

Dann warf er mir meine Strafkarte auf den Tisch und brüllte nun in ohnmächtiger Wut: „Hier den Entlassungs-brief. Machen Sie, daß Sie hinauskommen! Scheren Sie sich zum Teufel, Sie Verräter und Spion!“

Ich fühlte einen süßen Schreck in meinen Gliedern, konnte aber doch der Einwand nicht vertreiben, grinsend sa-gen: „Ich bin zu fünfundvierzig Tagen verurteilt und ver-lange mein Recht, daß ich.“

Ich kam nicht weiter, denn jetzt kannte die Wut des Gewaltigen keine Grenzen mehr. Wie ein Berserker brüllte er mich an: „Fort aus meiner Augen, fort von der Insel! Raus, raus! Fort und keinen Widerspruch! Ich will sehen, wer hier der Herr ist! Ich oder ein hergelaufener Zellen-schinder.“ Und dann zu einem Beamten: „Bringen Sie diesen Mann sofort in meinem Motorboot ans Land nach New York. Sofort, sage ich!“

(Fortsetzung folgt.)

Erstein-heim, Teles-

Nummer 8

Die neu-

Die Verordn- men für das E- für Öffentlich- einige Anordn- nung erwartete- werden daß an d- ten Wirtschaft- nielmehr jagar- rung erfolgte. W- gen Bestimmung- führung der Ge- Oberstes Ziel- nem Getreidem- Interesse des V- Borgelesen ist, d- wätere Verlauf- reiserhöhung e- Preispreise im V- getreidestpreise- und Bäder zu n- Zu den F- kaserpreis- während der W- Mark je Tonne- gen anfangs- Tonne und der C- den will mit d- sungen erreichen- Bedarf hinaus e- Weizenpreis- reiserhöhung f- gerung gegeben- (Reports) sind- am niedrigsten- Getreidejahres u- der Unterschied g- Tonne beträgr- darunter. Nachdem die- deutschen Getre- verhande im le- langte, konnte n- wesen auf dem g- nationen ver- kassabentreis e- streide erf- verordnung, son- gung bzw. der i- miter für Ernäh- nach das Reid- während die Un- der Kontingents- immenichlüssen- das Augenmerk- kagenismarken- wichtig, daß ei- verbot für M- nicht, er kam- zugehenden B- wert zu Futter- während in der- Weizen, Ro- te waren, hat- für Futter- kette und- werden, zu n a- kachten ist we- nomen der Preis- wamm wurde- wermahungsgr- hier zu erwart- Aus der Neu- Getreidewirtschaft- liebertrei- lände erweite- wätere Arbeiter- vertrieben jeht- zehnwären (Bist- von, verteilten- gehören also je- der Brot, Badm- oder Brot- schäftsverbänden- von den W- auf der Mühle- lischbeträge f- wermahungsgr- nach Unterschrei- Die Zahl d- von bisher i- worden, u- kriegesfälle be- mündet offenid- gahete bemüht, man und die jo-